

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Arkonadas Totenbuch

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Arkonadas Totenbuch

John Sinclair Taschenbuch Nr. 56

von Jason Dark

erschienen am 12.11.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Arkonadas Totenbuch

Das Buch kam aus den dunkelsten Abgründen jenseits der Hölle. In uralten Legenden wurde darüber berichtet, und es war in einer Sprache geschrieben, die nur von zwei Menschen verstanden wurde: Arkonada und Eli. Arkonada aber, der mächtige Dämon, existierte nicht mehr. Eli nannte sich eine uralte Frau. Sie kam aus der Schwärze der Unendlichkeit, und man sagte ihr nach, daß sie und das Totenbuch in der Lage waren, einem Menschen das ewige Leben zu schenken...

Den kalten Wind spürte Travis Milton wie eine letzte Warnung. Er wehte aus dem Norden heran und brachte jetzt, im Hochsommer, sogar den Geruch von Schnee mit.

Milton blieb stehen und schüttelte sich. Er lachte wild gegen die kalten Böen an. Sein Bart sah grau aus und staubig. Das lange dichte Haar erreichte fast die Schultern. Die letzten Wochen hatten den Dreißigjährigen um Jahre altern lassen. Jede Anstrengung stand ihm ins Gesicht geschrieben, aber er hatte auch an Zähigkeit gewonnen und wollte sich so dicht vor dem großen Ziel nicht abbringen lassen. Und dieses Ziel bedeutete alles für ihn.

Es war unwahrscheinlich, schien erst unerreichbar gewesen zu sein, bis er die Stellen tatsächlich gefunden und gelesen hatte. Nicht umsonst war das Totenbuch so gehütet worden, es barg immerhin das größte Geheimnis, das die Menschen seit ewigen Zeiten aufzuklären suchten: den Schlüssel zum ewigen Leben.

Und genau das wollte sich Travis Milton holen. Das ewige Leben, niemals sterben, es aus der Hand einer Person zu empfangen, für die es die Zeit überhaupt nicht gab.

Die einfach endlos war.

Eli, die Blutgöttin!

Noch an diesem Abend würde er ihr gegenüberstehen. Ein paar wankende Schritte brachten ihn in die Nähe einer schützenden Mulde, wo ein Felsstein lag, als hätte ihn jemand verloren, oder vergessen, ihn wieder aufzunehmen. Auf diesem Stein ließ er sich nieder. Er mußte zunächst zu Atem kommen. In der dünnen Luft der Bergwelt fiel ihm dies schwer. Vom langen Steigen schmerzte sein Kreuz. Er bog es durch, sein bärtiges Gesicht wirkte irgendwie steif und ausgezehrt. Die Haut erinnerte schon an altes Leder. Aber das waren Äußerlichkeiten. Der Wille, der Antrieb, der seelische Motor, sie allein zählten und würden ihn auch an sein Ziel bringen.

Wenn er zurückschaute, sah er die Wolken. Vom Wind

herangetragene Nebelinseln, die den Blick in die Tiefe und damit auch zum Kloster nahmen. Auch den schmalen Pfad konnte er nicht erkennen, die Wolkendecke hielt alles verborgen, als wollte sie ihm mitteilen, daß sein zurückliegendes Leben nicht mehr existierte.

Travis Milton stand vor einem Neubeginn. Vor dem absoluten Anfang, der nie ein Ende nehmen sollte und einmündete in das ewige Leben. Seine Augen begannen zu glänzen, während er sich damit gedanklich beschäftigte. Das ewige Leben. Er sollte es bekommen. Er, der kleine Angestellte aus einem Londoner Vorort. Millionäre und Milliardäre hätten fast ihr ganzes Vermögen gegeben, um eine solche Chance zu bekommen. Aber man gab sie ihnen nicht. Dafür ihm, Travis Milton, denn er hatte die Voraussetzungen erfüllt. Er war den Spuren nachgegangen, vor allen Dingen hatte er geglaubt und nicht gezweifelt. Es war das Totenbuch, es gab Eli, und es mußte auch Arkonada gegeben haben, der es geschrieben hatte.

Zum Greifen nahe lag das Ziel. Hatte er es einmal erreicht, bekam er das ewige Leben geschenkt.

Eli würde dafür sorgen.

Sie, die Blutgöttin, die schon im alten Atlantis verehrt worden war. Er stand auf. Der Wind brachte auch Staub mit und den Geruch von kalten Steinen. Vegetation gab es in dieser Höhe nicht mehr. Bei klarem Wetter hätte er bis zum Meer schauen können, das die Insel Kreta umgab. Doch die Wolken verdeckten die Sicht, als wollten sie den Mantel des Schweigens über die alte minoische Kultur ausbreiten. Aber er hatte ihn aufgerissen. Er wußte mehr, er kannte Eli und würde ihr bald gegenüberstehen und von ihr ein kostbares Geschenk erhalten. Travis stand auf. Ruckartig, als wäre ein neuer Strom der Kraft durch seinen Körper geschossen. Die Mönche hatten ihm den Weg genau bezeichnet, er kannte die markanten Punkte in dieser urwüchsigen Bergwelt genau und konnte sie auch innerhalb des Dunstes und der träge dahinfließenden Wolken ausmachen.

Links von ihm fiel ein weiterer Geröllhang in die Tiefe. Ihn hatte er hochgehen müssen. Jetzt lief er durch eine mit kleinen Steinen gefüllte Rinne im Boden. Sein festes Schuhwerk und der Untergrund gaben ihm einen guten Halt. Wie lange er bis zu seinem Ziel noch laufen mußte, war ungewiß. Die Mönche hatten ihm nur gesagt, daß er es vor der Dunkelheit erreichen könne, und darauf verließ er sich. Als Großstadtmensch hatte er für die freie Natur früher nie viel übrig gehabt. Erst recht nicht für eine karge Bergwelt. Seit er von Eli gehört hatte, war dieses alte Gefühl verschwunden. Travis Milton hatte sein Leben neu eingerichtet, Markierungspunkte gesetzt und ihnen Namen gegeben. Atlantis, Arkonada und in dessen unmittelbarer Nachfolge Eli und die minoische Zeit auf Kreta.

Das alles war sehr geheimnisvoll, lag im Dunkel einer mythischen Historie, und auch er hatte es nicht geschafft, sie zu erhellen, sondern nur einen winzigen Teil davon, eine kleine Insel, die sich für ihn jedoch zu einem zentralen Punkt ausbreiten sollte.

Travis Milton ging gebeugt. Seine Schritte waren schwer. Das Gewicht hatte er nach rechts verlagert, denn auf der linken Seite wurde die Rinne an manchen Stellen fußschmal, so daß er achtgeben mußte, nicht abzurutschen und auf einer Gerölllawine den Hang hinabzustürzen.

Manchmal, wenn sich seine Gedanken mit dem vor ihm Liegenden beschäftigten, zuckte ein Lächeln über seine Lippen. An die Warnungen der Mönche dachte er nicht mehr. Sie hatten davon gesprochen, daß nicht jeder, der Eli sah, es überstand.

Es sollte Menschen gegeben haben, die dem Wahnsinn verfallen waren, nicht umsonst hatte diese Person im alten Atlantis den Beinamen Blutgöttin bekommen.

Furcht aberzeigte nur der Feigling, nicht der Tapfere. Wer das ewige Leben bekommen wollte, mußte eben alles riskieren. Nicht einmal Tiere entdeckte er in dieser Höhe. Nur Wolkenschleier, karge

Felsen, Geröll und lange Dunstbänke, die aus den höher liegenden Tälern über die Hänge glitten.

Er schmeckte den Staub, die kalte Luft kratzte mit ihm zusammen in der Kehle. Hin und wieder hustete er sich frei, und unter seinen festen Schuhen knirschten die kleinen Steine. Jeder Schritt brachte ihn seinem Ziel näher. Jeder Meter entfernte ihn weiter von seinem normalen Leben, und seine Augen nahmen einen befreienden Glanz an, als vor ihm das Felsmassiv erschien.

Sein Ziel!

Heimat und Grab der Blutgöttin Eli.

Durch seine Glieder lief ein Zucken. Er wischte über das Gesicht. Plötzlich pfiß sein Atem. Er spürte auf dem Rücken die kalte Haut, in den Knien zitterte er, und seine spröden Lippen bebten. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt, war stehengeblieben und schaute in den Himmel, der sich ebenso grau und sonnenlos präsentierte wie die ihn umgebende Landschaft.

Obwohl er keinen Pfad sah, wußte er genau, wo er herzugehen hatte. Die aus dem Hang schauenden Felsblocke glichen einer Treppe. Sie allein führte an die Felswand heran, die ihm so undurchdringlich erschien, es aber nicht war, denn es gab dort den Eingang zu Elis Grab. Frische Kraft durchströmte ihn. Bisher war alles Theorie gewesen, jetzt setzte er das Gehörte und Gelesene in die Praxis um und ging mit langen Schritten vor.

Sein Ziel lag zum Greifen nahe, auch wenn sich immer wieder Wolkenschleier zwischen ihm und die Felswand schoben. Nichts konnte ihn mehr aufhalten.

Arkonadas Totenbuch hatte nicht gelogen, es konnte einfach nicht lügen. Der Weg wurde steiler. Manchmal auch rutschig, deshalb hielt er sich fest, stützte sich ab und lauschte den herabrollenden Steinen nach, die der Druck seiner Füße gelöst hatte.

Die Echos verklangen in einer Tiefe, aus der er gekommen war und

nach wenigen Schritten vor dem Ziel stand.

Er konnte die Felsen greifen. Seine Hand strich über das rissige, durch Spalten, Einkerbungen und Einschlüsse gezeichnete Gestein, als wollte er das Leben der Blutgöttin fühlen, das in diesem uralten Material steckte.

Das hier war die wahre Welt. Das Leben, die Geheimnisse, die hinter dem Normalen lagen und vor denen viele so warnten. Auch seine Mutter war immer der Meinung gewesen, daß man die Kräfte in Ruhe lassen sollte, die man nicht messen konnte. Aus ihrer Sicht war sie eine weise Frau gewesen, sie hatte damit auch gut leben können. Wer sich aber als Suchender oder Forschender bezeichnete, wollte einfach mehr wissen von den Dingen, über die kein Buch berichtete. Wenigstens keines, das in einer normalen Buchhandlung zu kaufen war.

Da mußte man forschen, tiefer gehen, viel tiefer... Miltons Atem war nicht mehr so ruhig, auch wenn er sich langsamer bewegte, um den Eingang in eine fremdartige Welt zu finden. Er stand unter einer ungemein starken Spannung. Die Mönche hatten von einem vorspringenden Erker gesprochen, der fast einer knorrigen Nase glich. Wenn er ihn gefunden hatte, stand er vor dem Eingang. Und so bewegte er sich vorsichtig weiter. Angespannt das Gesicht, umwallt von dünnen Wolkenfäden, die plötzlich zerrissen, weil der Wind hinjagte, die Sicht freigab und Travis Milton merkte, daß er schon fast vor dieser Erkernase stand.

Sie wuchs gekrümmt aus der übrigen Felswand hervor. An ihrer niedrigsten Stelle erreichte sie seine Körpergröße. Er brauchte sich nicht einmal zu bücken, um unter ihr hinwegzutauchen und den schmalen Spalt zu finden, der ihn an sein Ziel brachte.

Es war der Eingang.

So breit wie ein Mensch, praktisch wie geschaffen für einen Suchenden. Noch hätte er die Chance gehabt, umzukehren. Nicht

einmal seine innere Stimme warnte ihn. Travis Milton war zu einem Besessenen geworden, den das Jagd lieber schüttelte.

Und so schlich er vor.

Der erste Schritt schon tauchte ihn ein in das geheimnisvolle Dämmern des Felseninnern. Der zweite brachte ihn in die stockdunkle Finsternis der unheimlichen Höhle, in der das Grauen und der Schrecken einer längst vergangenen Epoche zu Hause waren.

Der Berg schluckte ihn, als hätte es ihn nie gegeben. Er blieb stehen. Rechts und links eingepreßt von Felsen, so daß er einen regelrechten Alptraum bekam, da er befürchtete, daß ihn die Felsen erdrücken konnten.

Mit den Schultern schabte er am Gestein entlang. Obwohl er dieses Ereignis herbeigesehnt hatte, spürte er so etwas wie hochkeimende Furcht, als er weiterging und dabei seine Hand in die Tasche der gefütterten Windjacke schob, um die Lampe hervorzuholen, deren heller Strahl ihm den Weg zu seinem Ziel leuchten sollte. Er spürte das Tuckern seines Herzschlags. Auch hier machte sich seine innere Spannung bemerkbar. Auf seiner Stirn lag dick der Schweiß, der sich ebenfalls in den gekrümmten Flächen seiner Hände gesammelt hatte. Für ihn hatte die schweigende Welt etwas Faszinierendes und Bedrohliches gleichzeitig an sich. Sie warnte ihn und lockte ihn auch an. Mit diesem Paradoxon mußte er fertig werden.

Erst nach einigen weiteren, vorsichtigen Schritten, wagte er es, die Lampe einzuschalten.

Der armdicke, blasse Balken stach in eine Finsternis hinein, die vielleicht seit Jahrtausenden keinen Lichtstrahl mehr gesehen hatte und jetzt erst erhellt wurde.

Ein schaurig-schönes Bild bot sich seinen Blicken. Er konnte nach vorn schauen, sah das Ende des schmalen Tunnels und blickte hinein in die Höhle, die für Eli, die Blutgöttin, zum Grab geworden war. Hier mußte sie sein.

Noch sah er sie nicht. So leise wie möglich schob er sich weiter, benötigte nur vier Schritte, um den Gang hinter sich zu lassen und stand inmitten der weiten Felshöhle, in die plötzlich ein unheimliches, flatterndes Leben geriet.

Über seinem Kopf begann es. Er vernahm das heftige Flattern der Flügel, sah plötzlich Schatten, die sich bewegten, sehr schnell wurden und durch die Höhle tobten, als hätte er sie aus einem jahrhundertealten Schlaf aufgeweckt.

Vor Schreck bewegte er sich nicht und bekam die Schläge der Flügel mit, als die Schatten dicht an ihm vorbeihuschten und durch sein Gesicht strichen.

Gewaltsam kämpfte er die Furcht nieder, duckte sich, wehrte sich aber nicht und sah zu, eine Höhlenwand zu erreichen, gegen die er sich mit dem Rücken preßte. Vor ihm wirbelten die Schatten!

Sie waren aus ihrem Schlaf aufgeschreckt worden, fühlten sich gestört und wurden zu kleinen Bestien, die gegen den Eindringling hieben, der sich geduckt und beide Arme zum Schutz hochgerissen hatte, wobei er mit seinen Händen zuschlug. Er traf auch die Flügel, wurde ebenfalls erwischt, drehte sich, schlug wieder zu, griff sogar mit den Fingern seiner freien Hand in die lederartige Haut der Bestien hinein, bekam gleichzeitig kleine Bisse ab, die einen zuckenden, scharfen Schmerz verbreiteten und wußte, daß er von Vampiren angegriffen worden war. Von Fledermäusen!

Sie waren durch das plötzliche Licht aufgeschreckt und in starke Unruhe versetzt worden. So dauerte es eine Weile, bis sie sich wieder beruhigt hatten.

Die Lampe brannte noch. Ihr Träger hockte am Boden. So fiel der Lichtbalken schräg in die Höhle hinein und traf auf eine Gestalt oder Figur, die Travis Milton bei seinem Eintritt nicht entdeckt hatte, die trotzdem alles beherrschend war. Der Mann sah sie auch nicht sofort, da er in einer geduckten Haltung kniete. Erst als sich seine Nerven

wieder einigermaßen beruhigt hatten und er den Kopf anhub, entdeckte er das Ziel, das der blasse Lichtbalken getroffen hatte.

Es war Eli, die Blutgöttin!

Im ersten Moment wollte er es kaum glauben. Milton hatte den Mund aufgerissen. Über seine Lippen drang ein Laut, wie er ihn bei sich selbst noch nie gehört hatte.

So überrascht war er und auch so geschockt, denn er wurde in dieser Sekunde mit der Tatsache konfrontiert, daß es die Blutgöttin aus dem alten Atlantis tatsächlich gab.

Bisher war alles Theorie gewesen, reine Spekulation, nun aber wußte er Bescheid.

Furcht kroch in ihm hoch. Es war einfach das Gefühl, sich vielleicht etwas zu viel zugemutet zu haben. Er wußte nicht, welche Distanz ihn von seinem Ziel trennte, er kniete, atmete scharf und bekam kaum mit, daß sich die aufgeschreckten Fledermäuse wieder beruhigten. Abermals verstrich Zeit. Tief atmete er durch, bis er sich überwinden konnte und langsam aufstand. Er schwenkte den Lampenstrahl. Jetzt erfaßte er die gesamte Gestalt. Es war ein menschliches Wesen, das auf dem felsigen Untergrund kniete, hockte oder stand und sich dabei kaum von dem grauen Fels abhob, der außen die Höhle umgab. War Eli versteinert?

Er schlich auf sie zu. Je näher er kam, um so stärker wurde das Gefühl, sich einer lebenden Person zu nähern. Es war einfach die Ausstrahlung, die ihn wie ein Hauch traf und eine Gänsehaut auf seinen Körper zauberte. Seine Augen wurden feucht, er wischte darüber hinweg, schmeckte die schlechte Luft in der Höhle und hatte zudem das Gefühl, den süßlichen Geruch von Blut wahrzunehmen.

Er sah das Gesicht!

Im Stein malte es sich in dessen oberen Drittel ab. Eisgraue, alte, verzerrte Züge. Mit Augen, einem verkniffen wirkenden Mund, Rissen und Spalten in den Wangen, zu Stein erstarrt und für die

Unendlichkeit konserviert. So war Miltons erster Eindruck.

Bis er den Lichtfinger zur Seite wandern ließ und plötzlich die Hand entdeckte.

Sie gehörte zu Eli, hatte sich aus dem Stein gelöst, besaß zwar eine graue Farbe, aber sie kam Milton vor, als würde sie trotzdem leben. Nach dem nächsten Schritt wurde dies bestätigt. Die Finger, die jetzt einen bläulichen Schein bekommen hatten, bewegten und krümmten sich. Sie winkten ihm zu.

Und in seinem Kopf hörte er eine Stimme, die klar und trotzdem alt klang, als hätte sie schon einen Blick in die Unendlichkeit geworfen, um die Botschaft weiter zu tragen.

»Komm her, komm näher! Ich habe auf dich gewartet. Du willst das ewige Leben. Ich bin bereit, es dir zu geben...«

Sie wußte von ihm. Milton war durcheinander. Als hätte man ihn avisiert. Er ging auf sie zu.

Vorsichtig, zögernd, wie ein Mensch, der Angst vor der eigenen Courage hat.

Zwei Finger lockten ihn heran. Die Lampe in Miltons Hand zitterte, der Strahl begann zu tanzen, er machte noch einen Schritt, geriet in die Nähe der Blutgöttin, kam an sie heran, und sie packte zu. Die Finger gruben sich in seinen linken Oberschenkel, und die flüsternde Stimme hieß ihn höhnisch willkommen.

»Ich werde dir das Leben geben. Du wirst dich wundern, mein Freund. Sehr wundern...«

Auch Magier können träumen!

Vielleicht sogar intensiver als normale Menschen, da sie ein anderes Seelenleben besitzen und auf Strömungen so reagieren wie Seismographen auf die Wellen der unterirdischen Beben. Myxin, der Magier aus Atlantis, machte da keine Ausnahme. Er träumte ebenfalls, als er auf seiner Lagerstatt in der schlichten Blockhütte bei

den Flammenden Steinen lag.

Es war kein bestimmter Traum, mehr eine innere Unruhe, die seinen Schlaf beeinträchtigte. Von innen her drang die Unruhe in ihm hoch, und der Schlaf wurde noch flacher. Das Flattern der Augenlider war ein äußeres Zeichen des Erwachens. Er öffnete sie und starrte in die Dunkelheit der Hütte. Nur allmählich schälten sich schwach die Umrisse des zweiten Bettes hervor, in dem eine Person schlief, die, wie auch Myxin, aus dem alten Atlantis stammte.

Beide sahen aus wie Menschen, waren aber keine im eigentlichen Sinne.

Kara, Myxins Begleiterin, auch die Schöne aus dem Totenreich genannt, hatte das Erbe ihres Vaters Delios durch die langen Zeiten getragen, sich mit Myxin verbündet, und beide hatten durch die Flammenden Steine ein Refugium weißer, atlantischer Magie geschaffen. Die Steine waren sehr sensibel. Sie reagierten auf empfindliche Strömungen und waren so manches Mal die großen Warner für kommende, oftmals schlimme Ereignisse.

Auch jetzt?

Myxin war fast davon überzeugt. Aus einem tiefen Schlaf durch quälende Träume zu erwachen, empfand er nicht als normal. Das mußte, seiner Ansicht nach, einfach eine Ursache haben.

Der wollte er auf den Grund gehen.

Kara hatte, falls eine gewisse Gefahr vorhanden war, nichts bemerkt. Sie schlief ruhig weiter. Myxin wollte sie auch nicht stören, deshalb stand er behutsam auf.

Der Boden der Hütte war mit Fellen bedeckt. Über sie schlich der kleine Magier hinweg und erreichte die Tür, die auch beim Öffnen kaum ein Geräusch abgab, als er sie nach innen zog.

Er verließ die Hütte.

Es war Juni, Nacht und dunkel. Auch in der Finsternis konnte der Wind in einem solchen Monat nie so kalt sein wie in den Herbst-

oder Frühlingsmonaten.

Er fiel von den bewaldeten Hügeln in das herrliche Tal mit den vier hochgereckten Steinen hin, die ein Quadrat bildeten. Still war es nie, ein kristallklarer Bach durchfloß plätschernd das Tal und teilte es gewissermaßen in zwei Hälften.

Ein herrlicher Flecken Erde, den sich die beiden Partner ausgesucht hatten.

Die Strömung war vorhanden gewesen. Davon ließ sich der kleine Magier nicht abhalten. Er mußte nur noch deren Ursache herausfinden. Möglicherweise war sie auch aus seinem Innern gekommen und hatte mit diesen äußeren Gegebenheiten nichts zu tun. Doch Myxin wollte auf Nummer Sicher gehen, deshalb mußte er auch die geheimnisvollen Steine kontrollieren, die sehr sensibel regierten und ihm schon manche Botschaft übermittelt hatten.

Er sah sie in die Dunkelheit hineinstecken. Sie kamen ihm vor wie große Finger, die Warnung und Schutz gleichzeitig abstrahlten und in ihrem quadratischen Innern eine magische Zone bildeten, die Myxin und Kara schon oft geholfen hatte.

Man konnte sie als Tor in andere Dimensionen bezeichnen oder als Weg in die Vergangenheit längst vergessener Zeiten.

Myxins Füße raschelten im Gras. Es wuchs hier saftig und hoch. Sommerlicher Geruch durchwanderte die Luft. Der kleine Magier nahm den Duft der Tannen und Laubbäume auf, der ihm von den Hügelketten entgegengeweht wurde. Am dunklen Himmel hatten sich noch einige Wolken verteilt.

Eine Sommernacht, die man genießen sollte.

Myxin dachte anders. Je mehr er sich den Steinen näherte, um so stärker verdichtete sich sein Verdacht, daß mit ihnen etwas nicht in Ordnung war. Sie standen zwar unbeweglich wie immer, aber es mußte sich in ihrem Innern etwas tun, denn der kleine Magier spürte sehr genau die Strahlung, die ihn erfaßte.

War es eine Warnung oder nur das Zeichen der Veränderung, die immer einmal eintreten konnte?

Die Flammenden Steine reagierten auch auf Magien, die sie nicht direkt berührten. Sie waren manchmal wie Antennen, die Frequenzen und Ströme auffingen, um sie weiterzuleiten.

Und sie reagierten dann besonders empfindlich, wenn es sich um eine Magie handelte, die sie unmittelbar berührte.

So wie jetzt...

Myxin, der die Steine kannte, merkte genau, daß keine unmittelbare Gefahr bestand, aber er spürte doch, daß sie von einer anderen Kraft manipuliert worden waren.

Es war wie ein Fluidum, das gegen ihn strahlte, ihn berührte und ihm empfänglich machte.

Er schaute sich die Steine sehr genau an. Dabei hatte er sich so hingestellt, daß er drei von ihnen genau im Blickfeld hatte, und bei allen dreien sah er das gleiche.

In der Mitte veränderten sie sich.

In den Tiefen des Gesteins war etwas geboren worden und kristallisierte sich nun hervor. Es war für den kleinen Magier noch nicht zu sehen oder zu erkennen, aber es war vorhanden. Zudem besaß es eine gewisse Ausstrahlung, die Myxin genau spürte.

Die flaming stones hatten ihren Namen unter anderem deshalb bekommen, weil sie, wenn sie mit Magie gefüllt waren, rot leuchteten. Dann gaben sie ihre Kräfte auch zum Nutzen von Myxin und Kara ab, die durch deren Hilfe schon manches Mal Unglaubliches geleistet sowie Raum und Zeit überwunden hatten.

Das war diesmal nicht der Fall. Myxin spürte keine Magie, die ihm helfen konnte. Nichts strahlte ihm entgegen, nichts lockte, und es gab eigentlich nur einen Schluß.

Jemand anderer hatte die Flammenden Steine für seine Zwecke ausgenutzt und eingesetzt. Als der kleine Magier daran dachte,

verspürte er sehr deutlich die Unruhe in seinem Innern. So etwas gefiel ihm überhaupt nicht. Er dachte mit Schrecken daran, daß es ein mächtiger Diener der Großen Alten, ein Dämon namens Arkonada, es geschafft hatte, die Steine zu manipulieren.

Damals hatten Myxin und Kara Schreckliches durchgemacht, als sie ihr Refugium in den Klauen eines Schwarzblütlers wußten. Sie hatten die Attacken abwehren können, Arkonada existierte nicht mehr, er war in Schattenreste zerfallen, demnach mußte es einer anderen Macht gelungen sein, einen gewissen Zutritt gefunden zu haben. Myxin besaß viele Gegner. Nicht allein unter den jüngeren Schwarzblütlern, auch unter denen, die sich aus dem längst versunkenen Kontinent hatten retten können. Manchmal hatte Myxin dabei das Gefühl, daß es alle geschafft hatten, so zahlreich waren die alten Feinde geworden, die früher auf seiner Seite gestanden hatten. Er beobachtete weiterhin die Flammenden Steine. Jemand spielte und manipulierte sie. Ihr Inneres wurde unruhig, es schien aufzuweichen, als würde darin etwas erhitzt oder gekocht. Eine für Myxin ungewohnte und gefährliche Tatsache, und er war eigentlich froh, daß die Steine von der anderen Kraft nur im oberen Drittel erfaßt worden waren. Bisher hielt er sich noch außerhalb des Quadrats auf. Das wollte er ändern. Von der fremden Magie sah er bisher nur etwas, er konnte sie aber nicht direkt spüren. Wenn er die magische Zone allerdings betrat, würde sich das ändern.

Myxin war sehr sensibel. Er fühlte mit jeder Faser seines Körpers. Das passierte auch, als er einen Schritt in das magische Quadrat der Steine hineintat.

Der kleine Magier stand zwar nicht unter einer elektrischen Spannung, so ähnlich aber erging es ihm, weil sich auf seinen Armen ein Kribbeln ausbreitete, das weiterlief und auch die übrigen Glieder erfaßte. Die einzelnen Steine waren durch Linien miteinander verbunden. Sie bildeten Diagonalen, und Myxin verhielt

seinen Schritt genau im Schnittpunkt der Geraden.

Es war still geworden.

Der kleine Magier konzentrierte sich auf seine Aufgabe. Er hielt die Augen zu Schlitzzen verengt, »sah« mehr mit seinen anderen Sinnen und spürte sehr deutlich, daß sich etwas aus der Tiefe der Zeit oder der Vergangenheit hervorkristallisierte. Er konnte es nicht in Worte fassen, da es sich noch auf dem Weg zur Geburt befand, aber es verdichtete sich im oberen Drittel der vier Steine, so daß Myxin etwas erkennen konnte.

Seine Augen wurden noch schmaler. Parallelen zu Arkonadas Erscheinen drängten sich ihm auf. Auch von ihm hatte er nur das Gesicht gesehen, doch diesmal war es nicht der Dämonendiener der Großen Alten, der sich zeigte und sich auch nicht mehr zeigen konnte, weil er in Schattenresten zerfetzt worden war.

Andere Züge formten sich.

Ein Kopf entstand. Ein Gesicht, das sehr alt wirkte und auch an Stein erinnerte. Eine furchtbare Fratze sogar, grauenhaft anzuschauen, die auch eine Farbe besaß.

Sie schimmerte ins Bläuliche hinein, besaß einen dunklen Ton, der manchmal an Tinte erinnerte, und das Gesicht kristallisierte sich von Sekunde zu Sekunde deutlicher hervor.

Myxin starrte es an. Irgend etwas in seinem Kopf begann zu rotieren, es drehte sich zu einer Spirale, als wollte es aus den Tiefen die Erinnerungsfetzen hervorholen.

Er dachte nach, er ließ sich treiben, er konzentrierte gleichzeitig seine Gedanken und stellte fest, daß er diesem Gesicht schon einmal begegnet war, daß er es kannte, aber nicht aus seinem zweiten Leben her, als er der Magie abgeschworen hatte, sondern aus seinem ersten in Atlantis, wo er noch zu den Großen der Schwarzen Magie zählte. Da hatte er sie gesehen.

Sie war ein furchtbares, ein schreckliches Wesen. Eine grauenvolle

Person, die man verehrt hatte und der Opfer gebracht worden waren. Myxin hörte Schritte. Er drehte sich nicht um. Er wußte, wer kam und spürte Karas Finger auf seiner Schulter, als die Schöne aus dem Totenreich neben ihm stehenblieb.

»Was ist los?« fragte sie.

»Schau dir die Steine an.«

»Ja, das sehe ich. Es ist ein Gesicht. Auf allen vier Steinen das gleiche.«

»Du mußt es kennen«, flüsterte Myxin. »Du mußt sie gesehen haben, damals, als du und dein Vater...«

»Sei ruhig, nicht weiter sprechen!« unterbrach Kara ihren Partner und schüttelte sich, als hätte man ihr etwas Schreckliches angetan. »Sie ist es«, sprach sie mit zittriger Stimme mehr zu sich selbst. »Himmel, sie ist es. Sprich es aus, Myxin!«

Auch der kleine Magier zögerte. Er kannte die andere, er wußte, was damals mit ihr losgewesen war, und er kannte deren furchtbare Macht. Stockend drangen die Worte über seine schmalen, ebenfalls wie die Haut grünlich schimmernden Lippen.

»Eli, die Blutgöttin!«

Travis Milton fühlte die Hand an seinem Gelenk. Es war eine stahlharte Klaue, die er spürte, und er wußte plötzlich über den Griff Bescheid, denn er fühlte, daß ihn diese Finger nie mehr loslassen würden. Aber das hatte er gewollt. Eli war da. Sie lauerte auf ihn, hatte auf ihn gewartet, und er drehte seinen freien Arm so, daß der Strahl seiner Lampe sich über die Figur der Blutgöttin ergießen konnte. Jetzt sah er sie genauer.

Sie bot ein Zerrbild des Schreckens. Versteinert und dennoch lebend. Nicht allein der Arm hatte sich bewegt, auch das Gesicht zeigte Anzeichen von Leben.

Da zuckte der Mund, da rollten die Augen, und Travis Milton

spürte einen Strom, der von dieser Figur aus auf ihn überlief. Es fand ein Austausch statt.

Er war mit Worten verbunden, die im Hirn des Mannes nachhallten. »Du bist zu mir gekommen, um das ewige Leben zu erhalten. Ich weiß es zu würdigen, daß du dich auf den langen Weg gemacht hast. Viele haben gedacht, ich sei tot. Das war ein Irrtum. Ich lebe in einer anderen Sphäre weiter. Töten konnte man mich nicht. Meine Gedanken sandte ich aus, sie erreichten ein Ziel, und mir gelang es, abermals Diener um mich zu versammeln. Elis Zeit wird kommen. Du bist nicht der erste, der mich besucht, du bist der letzte, dem ich das ewige Leben schenke. Mehr brauche ich nicht...«

Travis Milton hörte die Worte zwar, aber er begriff sie nicht. So stand er da, schaute auf das alte, von Falten, Runzeln und Gräben gezeichnete Gesicht der Blutgöttin hinab und überlegte sich, wie es wohl weitergehen würde. Sie wollte ihm das ewige Leben schenken, und er fragte sich, wie so etas möglich sein konnte und was er noch für Eli tun konnte. Er drehte den Kopf so, daß er auch in ihre Augen schauen konnte, und er fragte sich, ob die Augen echt waren oder noch immer aus Stein bestanden.

Nein, Eli lebte.

Sie war mit ihm verbunden, und er fühlte plötzlich die Schwäche, die durch seine Glieder rann. Es war ein Gefühl, daß er noch nie zuvor erlebt hatte. Zudem besaß er große Mühen, es selbst zu beschreiben. Er stand da, hielt die Lampe, hatte den Kopf in den Nacken gelegt, und schaute hoch zur Decke, wo die Fledermäuse hockten. Er konzentrierte sich auf den Auslauf aus seinem Körper.

Damit hatte er gewissermaßen den richtigen Begriff gefunden. Es war ein Auslauf, der seinen Körper verließ. Das Leben, die Kraft, die Energie rannen aus seinen Adern, den Gliedern und den Gefäßen. Sie wollten nicht mehr bei ihm bleiben, sie wurden ihm geraubt, regelrecht aufgesaugt. Er fühlte seine Energie verschwinden.

Die andere blühte auf.

Es war Eli, die ihn aussaugte. Milton Travis wußte es, er nahm es hin, und er konnte sogar zuschauen, wie etwas in den Stein rann, aus dem die Blutgöttin noch bestand.

Es war Blut...

Sein Blut!

Er schaute hin, er schielte, er fühlte sich schwach, schlecht und auch ausgelaugt. Er wußte, daß diese andere Gestalt, die aus Stein bestand und dennoch lebte, ihm plötzlich über war und die Kontrolle über seinen Körper bekommen hatte.

Sie saugte weiter.

Wie ein Vampir holte sie sich den Lebenssaft, der in ihren Körper floß und sogar zu sehen war, wie er dicht unter der Haut des Gesteins sich in einem Netz von Adern und Äderchen verteilte, um das Leben in jede Stelle des Körpers hineinzupressen.

Durch den Handkontakt war es bei den beiden so unterschiedlichen Personen zu einem Austausch gekommen. Eli holte sich ihr Leben, während seines verrann.

Travis Milton stand in einer schrägen Haltung da. Er wußte, daß er sich in dieser uralten Höhle befand, doch ebensogut hätte er sich in seinem Apartment aufhalten können, denn die Umgebung verschwamm allmählich vor seinen Augen. Dafür nahm er etwas anderes wahr. In seinem Kopf tobte es. Ein dumpfes Brausen war es, ein Hämmern und Schlagen, als stünde sein Schädel dicht vor dem Zerspringen. Er hatte die Augen weit geöffnet und konnte trotzdem nichts sehen. Die Schwäche war in ihm und am stärksten in seinen Beinen, die plötzlich nachgaben, weil sie das Körpergewicht des Mannes nicht mehr halten konnten.

Travis sackte in die Knie.

Daß er auf den Boden schlug, bekam er nicht mehr mit. Etwas war plötzlich bei ihm, das ihn in die Höhe hob, umspannte wie ein Kokon

und einfach davontrug. Wegschaffte, hinaus in die Unendlichkeit, als hätte ihm die andere Kraft große Flügel verliehen, die dafür Sorge trugen, daß er dorthin schwebte, wo es keine Wiederkehr mehr gab. Travis Milton stand auf der Schwelle zum Reich der Toten...

Trotzdem überschritt er sie nicht. Das Jenseits faßte noch nicht zu, es wollte ihn wohl. Nur spaltbreit hatte es die Tür geöffnet und sie dann wieder zugeschlagen.

So blieb er in der normalen Welt liegen, ein gekrümmter Körper, ein Mensch, der zwar lebte, aber wie tot wirkte.

Und die Zeit verging.

Die Berge außerhalb der Höhle wurden mit dem Schleier der Finsternis umhüllt. Wolken segelten über einen grauen Himmel, Sterne blitzten an den blanken Stellen wie polierte gelbe funkte, und die grandiose Bergwelt wurde zu Schattengewächsen, die in die Himmel stießen und als stumme Zeugen das mitbekamen, was sich in der Höhle abspielte. Ein Mensch kämpfte.

Er tat es nicht bewußt. Es war sein Unterbewußtsein, daß sich gegen den Tod und die endgültige Vernichtung stemmte und nicht zulassen wollte, daß dieser Mensch einging in das Jenseits, aus dem es für ihn keine Rückkehr gab.

Der Mensch atmete noch.

Er lag auf dem Rücken eingebettet in eine Finsternis, die nur durch einen schwachen Lichtschein erhellt wurde, da sich die Kraft der Lampe allmählich dem Ende zuneigte.

Auch die beste Batterie hielt nicht ewig.

Der Lampenstrahl fiel auch auf den Körper des Liegenden, und ein Beobachter hätte das Zucken erkennen können, das durch die Glieder des Mannes lief, als er sich bewegte. Milton Travis zog das rechte Bein an. Zunächst war es nur mehr ein Reflex, mehrnicht, auch die weiteren Bewegungen konnte man mit nichts anderem vergleichen.

Aber das Denkvermögen des Mannes war nicht ganz ausgeschaltet worden. Irgend etwas in seinem Hirn meldete sich. Kaum meßbare Ströme wurden zu Gedankenkreisen, aus denen sich Vorstellungen und Wünsche herauskristallisierten, die in das Erinnerungsvermögen des Mannes transportiert wurden.

Er wußte wieder, wo er sich befand.

Er dachte an den Weg durch die Berge, an die Höhle, an die Blutgöttin Eli, die er nach einer langen Suche endlich entdeckt hatte, und er wußte, daß er noch lebte, aber nicht länger in der Höhle liegenbleiben konnte. Der Begriff vom ewigen Leben fiel ihm ein. Ja, er mußte das ewige Leben besitzen. Deshalb war er auch nicht gestorben. Er hatte alles riskiert, besaß das Leben, würde nie vom Tod überrollt werden, und dieser Gedanke gab ihm die nötige Kraft, um das in die Wege zu leiten, was er tun mußte.

Auf keinen Fall durfte er in der Höhle liegenbleiben. Bis man ihn hier entdeckte, konnten Jahre, wenn nicht Jahrzehnte vergehen. So gab es nur die Chance für ihn, das Kloster zu erreichen und damit auch den Weg zurück ins normale Leben zu finden, das er, als ewig Lebender, jetzt ganz besonders genießen wollte.

Dieser Gedanke gab ihm die nötige Kraft, um sich bewegen zu können. In seiner liegenden Haltung zog er beide Arme an, stemmte die Handflächen auf den felsigen Untergrund und schaffte es, sich hochzudrücken. Auch die Beine zog er an, so daß er in einer knienden Haltung blieb, den Kopf schüttelte und bei dieser Bewegung feststellen mußte, daß Schmerzen durch seinen Schädel zuckten. Das alles ließ sich ertragen, auch seine momentane Schwäche, wenn er allein daran dachte, daß er durch die Hilfe der Blutgöttin Eli den Tod überwunden hatte.

Das war ihm tatsächlich gelungen!

Er hätte jubeln können, trotz seines miserablen Zustandes, doch er riß sich zusammen und stand auf.

Wie ein Betrunkener blieb er auf der Stelle stehen, hatte die Beine ausgebreitet, schlenkerte mit den Armen, hob noch die Lampe auf und drehte sich schwerfällig auf der Stelle.

Der schwache Lampenstrahl erfaßte eine Höhle, die vcillig leer war. Nur die nackten Wände waren zu sehen, aber keine Blutgöttin, die noch auf ihn wartete, um ihn aus dem Berg zu führen.

Er befand sich allein mit den unter der Decke hängenden Fledermäusen. Aber wo steckte Eli?

Er rief nach ihr. Seine Stimme sollte laut klingen, sie wurde nur zu einem Flüstern, das als rauher Ton durch die Höhle schwang und zu einem Echo auslief.

Travis Milton freute sich darüber, daß es ihm gelang, seine Gedanken zu formulieren und in die richtigen Bahnen zu lenken. Er wußte jetzt genau, wohin er zu gehen hatte. Der zitternde Lampenstrahl traf die Öffnung des Ganges, wo er sich allerdings wegen seiner Schwäche sehr schnell verlor oder von der Finsternis aufgesaugt wurde.

Doch er hatte sein Ziel gesehen.

Und dort taumelte er hin.

Er ging sehr langsam. Seine Körperfunktionen liefen noch längst nicht auf Hochtouren, die Knie zitterten, er hatte Mühe, sie überhaupt durchzubiegen und konnte nie eine gerade Strecke laufen, weil er ständig von einer Seite auf die andere kippte. Seinen Kopf hatte er in den Nacken gelegt, der Atem ging schwer, er spürte die Schwäche und strich mit der linken, freien Hand durch sein Gesicht, weil er dort den Schweiß abwischen wollte.

In der Bewegung verharrte er.

Plötzlich hatte er das Gefühl, auf einer Insel im luftleeren Raum zu schweben. Dieses Nachfühlen hatte ihm einen schrecklichen Schock versetzt, der ihm durch alle Glieder gefahren war. War das noch sein Gesicht? War das noch seine Haut? Dieses lederne Etwas, das von

Falten und Furchen durchzogene Relief, das so gar nichts mit einer normalen Haut zu tun hatte. War er nicht innerhalb von Stunden furchtbar gealtert?

Er konnte es kaum fassen, er wußte es auch nicht und wollte es einfach nicht wissen.

Dennoch konnte er es nicht verdrängen, als er weitertaumelte, um den Ausgang zu erreichen.

Was hatte Eli mit ihm gemacht?

Wie sah er aus? Wie hoch war der Preis für das ewige Leben geworden? Der Mann schaute auf seine freie Hand, wobei er sie anleuchtete. Finger besaß er noch, auch die Nägel. Aber sie hatten sich auf eine schlimme Art und Weise verändert. Die Sonnenbräune der Bergluft war verschwunden, dafür wirkte seine Haut wie graues, brüchiges, altes Leder, das jeden Augenblick reißen konnte, wenn er sie zu stark anspannte.

Er schrie nicht, er weinte auch nicht, nur das Gefühl der Panik ließ sich bei ihm nicht mehr zurückdrängen. Aus diesem Grunde warf er sich vor, und es war so, als hätte ihm diese aufflammende Panik noch einmal all seine Kräfte zurückgegeben.

Rascher als zuvor durchquerte er den Gang und erreichte auch dessen Ende, wo sich der Spalt befand, durch den er sich quetschen mußte, um das Freie zu erreichen.

Die Furcht peitschte ihn voran.

Milton beeilte sich so sehr, daß er einmal innerhalb des schmalen Felsspaltess eingequetscht wurde und große Mühe hatte, sich wieder zu befreien. Es war kalt geworden. Die Luft schlug in sein Gesicht, und er wurde auch in der Dunkelheit von träge dahintreibenden Wolken umfassen, so daß er kaum mehr als innerhalb der Höhle erkennen konnte.

Der Gedanke an die nach unten führende Stein treppe war wie ein flüchtiges Aufblitzen in seinem Gehirn. Er wußte nicht genau, wo sie

sich befand, leuchtete zwar noch hin, sah die Stufen allerdings nicht, weil der schwache Lichtschein seiner Lampe vom wallenden Nebel aufgesaugt wurde.

Trotzdem ging er weiter.

Einen Fuß setzte er vor den anderen. In seinem Kopf hämmerte es. Er spürte die gewaltigen Schmerzen als Stiche durch den Schädel rasen und besaß das Glück des Tüchtigen. Travis Milton fand den Beginn der natürlichen Treppe. Allerdings nur die erste Stufe. Sie stolperte er noch herab, die zweite verfehlte er schon. Sein Fuß trat ins Leere.

Das wurde ihm zum Verhängnis. Plötzlich besaß er überhaupt keinen Halt mehr. Weder mit den Füßen noch mit den Armen. Wenn er zugriff, dann faßte er ins Leere. Es gab nirgendwo einen Balken, an dem er sich hätte abstützen können, und den Schwung nach vorn konnte er auch nicht mehr ausgleichen.

Milton fiel.

Er schrie nur beim Aufprall, wurde weitergerollt, sein Körper bekam soviel Schwung, daß er von einer Treppenstufe zur nächsten hüpfte, immer schneller wurde und in die Tiefe schoß.

Travis erreichte den Rand der Treppe. Die Wucht schleuderte ihn darüber hinweg, und danach begann der Steilhang, den er so mühsam hochgeklettert war.

Abwärts ging es schneller.

Der Körper überschlug sich und wurde eingehüllt in eine Masse von Steinen und Staub. Sie umgaben ihn wie einen gewaltigen Wirbel, der ihn mitriß, stieß, schlug und quetschte, so daß seine Überlebenschancen immer geringer wurden.

Aber besaß er nicht das ewige Leben?

Ja, er hatte es, Eli hatte es ihm geschenkt. In diesem Bewußtsein ertrug er auch den rasenden Fall in die Tiefe und gewann immer mehr an Geschwindigkeit.

Das konnte kein Mensch überleben.

Schmerzen spürte er eigentlich nicht. Auch dann nicht, als er den Hang hinter sich gelassen hatte und mit einem gewaltigen Satz in eine gähnende Tiefe schoß.

Da war die Schlucht, die den Körper fraß, als wäre sie ein riesiges Maul. Den Aufschlag spürte er nicht. Er prallte auf eine Felskante, seine Knochen wurden gebrochen und irgendwo, neben einem Bach, umrahmt von gelbgrauen Steinen, blieb er liegen.

Ein Mensch, der das ewige Leben hatte bekommen wollen, lag wie ein Bündel Lumpen an einem der kristallklaren Gebirgsbäche und wußte nicht, daß er allein durch sein Erscheinen der furchtbaren Blutgöttin Eli den Weg geebnet hatte...

Ich schaute einer Maschine nach, die über dem Airport noch eine Kurve flog, bevor sie zur Landung ansetzte. Es war einer dieser gewaltigen Jumbos, ein Wunderwerk der Technik, deren Anblick mich immer wieder faszinierte.

Schon bald verschwand der Riesenvogel aus meinem Blickfeld. Die Bauten des Flughafens nahmen mir die Sicht. Ich befand mich auf dem Teil des Flughafens, wo die großen Lagerhallen standen, wo die Männer vom Zoll ein-und ausgingen, kontrollierten, durchcheckten und ihre Zustimmung gaben oder ihr Veto einlegten.

Man hatte Suko und mich gerufen, weil man uns etwas zeigen wollte. Die »normalen« Beamten waren mit dem Fall nicht klargekommen, sie hatten einen Arzt geholt, der eine Leiche untersuchen mußte. Und er, der über uns und unseren Job informiert war, holte uns auf das Areal des Flughafens.

Jetzt allerdings mußten wir noch etwas warten. Worum es eigentlich ging, hatten weder Suko noch ich erfahren. Uns war nur gesagt worden, daß der Tote, ein Engländer, von einer Bergsteigermannschaft gefunden und in seine Heimat überführt

worden war. Offiziell war dieser Mann abgestürzt, und wir machten uns darauf gefaßt, einen schrecklich zugerichteten Toten zu sehen.

Noch war es jedoch nicht soweit. Wir hockten in einem Aufenthaltsraum, in dem es nach Kaffee und Frühstück roch. Neben dem Aschenbecher standen auf dem Tisch noch die leeren Tassen. Suko, der auf einem harten Stuhl vor dem Tisch hockte, schaute über die Platte und sah zu, wie ich mir eine Zigarette ansteckte.

»Nervös?« fragte er.

»Kaum.«

»Die Warterei nervt dich, wie?«

»Ja, und ich habe mir vorgenommen, den Kollegen einiges zu erzählen. Das können sie mit uns nicht machen. Erst diese Aufregung, jetzt die Warterei. Allmählich wird es unverschämt.«

Als hätte ich ein Stichwort gegeben, so öffnete sich plötzlich die Tür und der Beamte trat ein, auf den wir gewartet hatten. Er hieß Ileman und besaß einen hohen Dienstgrad.

»Sorry«, entschuldigte er sich. »Es hat mit einer Ladung Schwierigkeiten gegeben. Deshalb die Verzögerung.«

»Bombenalarm?«

»Leider, Mr. Sinclair. Zum Glück war es nur ein Bluff.«

Ich nickte und dachte dabei an die schrecklichen Unglücke der vergangenen Tage. An den Absturz der indischen Maschine vor der Küste Irlands, an den Terror in Frankfurt und Rom, es war schlimm geworden, und die Beamten auf den Flughäfen waren nicht zu beneiden. Sie versahen ihren Dienst unter einem großen psychologischen Druck. Suko stand auf, ich drückte meine Zigarette aus und schaute auf den etwas gemütlich wirkenden Beamten, der an der Tür stand und auf uns wartete.

Wir verließen den Raum, schritten an einer Reihe von Bürotüren entlang, betraten dann das Freie und wurden von den Strahlen einer warmen Julisonne getroffen, die die großen Rollfelder des

Flughafens mit einem goldenen Schleier bedeckte.

Unser Ziel war eine der großen Frachthallen. Zwischen Containerkisten und an Gabelstaplern gingen wir vorbei, hörten die Stimmen der Männer und durch die offenen Türen die Lande- und Startgeräusche der Maschinen hereinwehen.

»Wir haben alles vorbereitet«, erklärte uns Mr. Ileman. »Der Arzt wartet auf Sie.«

»Kennen Sie Einzelheiten?«

»Nein. Es ist aber schlimm.« Er schüttelte den Kopf. »Sie werden mir recht geben, wenn Sie die Leiche sehen.« Er ging vor und öffnete die Tür, hinter der der Tote aufbewahrt worden war.

Wir betraten ihn, und mir fielen zwei Dinge besonders auf. Da war zunächst der Arzt, ein noch junger Mann mit dem Haarschnitt eines Poppers, und im krassen Gegensatz dazu stand die einfache Kunststoffwanne, man konnte auch Sarg sagen, in dem der Tote oder dessen Überreste lagen.

»Meine Güte«, flüsterte Suko, wobei er mir den Kommentar aus dem Mund genommen hatte.

Der Mann sah furchtbar aus.

Ich erinnerte mich an einen Dokumentarfilm, den ich vor Jahren mal gesehen hatte. Es war ein Bericht über die Schweizer Bergrettungsgesellschaft. Dort wurde gezeigt, wie ein abgestürzter Mensch von einem Hubschrauber abtransportiert wurde. Man hatte den Mann an einem Tragseil unter dem Hubschrauber befestigt. Die Szenen waren mir im Gedächtnis geblieben. Dieser Verunglückte hatte sich praktisch alles gebrochen, was es zu brechen gab.

Vor mir im Sarg lag jemand, der fast ebenso aussah. Diesmal wurden wir direkt damit konfrontiert, schauten ihn uns an und hörten erst beim zweitenmal die Frage des Arztes.

»Fällt Ihnen nichts auf?«

»Natürlich«, sagte Suko. »Seine Knochen...«

»Moment«, unterbrach der Doc ihn. »Dann schauen Sie sich mal sein Gesicht an. Ich bin gespannt, was Sie dazu sagen werden.« Er hatte sich schon gebückt und blickte noch einmal zu uns hoch. »Vorweg gesagt, das Gesicht ist wie durch ein Wunder fast unversehrt geblieben.«

»Okay«, flüsterte ich rauh.

Suko und ich rechneten damit, daß dieser Arzt uns einen Bekannten präsentieren würde, als ich mich umdrehte.

Wir starrten auf den Toten nieder, schüttelten beide den Kopf und hoben die Schultern.

Nein, den Mann kannten wir nicht. Aber wir-wußten, aus welchem Grunde der Arzt uns dessen Gesicht gezeigt hatte.

Es war einfach furchtbar!

Wie schon erwähnt, zerstört worden war es nicht, aber dieses Gesicht sah aus wie das einer Mumie. Eingefallen, rissig, aschgrau, mit einer Haut, die mich an brüchiges Leder erinnerte und die bei der leichtesten Spannung riß, wenn man sie anfaßte.

Das war nicht normal.

»Wie alt ist der Mann?« fragte ich.

Der Doc erhob sich. »Schätzen Sie mal.«

»Wenn ich dem Gesicht nach urteilen soll...«

»Das können Sie vergessen. Dieser Mann war jünger als Sie, er sieht nur so aus wie ein Greis.«

»Nein«, verbesserte Suko. »Wie eine Mumie.«

»Auch das«, gab ihm der Doc recht. »Ich kann es nicht begreifen. Mit ihm muß irgend etwas geschehen sein, auf das ich mir keinen Reim machen konnte.«

»Wissen Sie mehr über ihn?« fragte ich.

Mr. Ileman antwortete. »Er heißt Travis Milton und wurde in den Bergen Kretas gefunden.«

»Das war die erste Überraschung«, fuhr der Doc fort. »Leider habe

ich noch eine zweite für Sie parat.«

»Bitte.«

Der Arzt atmete tief ein und strich durch sein glattes Haar. »Es ist so. Ich habe den Toten einer ersten Prüfung unterzogen. Bei dem Aussehen seiner Haut eine völlig normale Sache. Dabei bin ich zu einer erstaunlichen Feststellung gekommen. Der Tote, so schrecklich er auch aussieht, verbirgt ein Geheimnis. Obwohl Geheimnis nicht das richtige Wort ist. Kurzum. Dieser Mann ist völlig blutleer.«

Wir schauten uns an.

»Was sagen Sie da?« fragte ich.

»Er besitzt kein Blut mehr. Es ist ihm entnommen oder geraubt worden.«

Das Schulterzucken des Docs zeigte an, daß er sich völlig überfordert fühlte. »Und weil dies so ist, Gentlemen, habe ich dafür gesorgt, daß Sie sich die Leiche anschauen.«

Ich nickte, sagte aber nichts. Ohne Blut, dachte ich. Das konnte doch nicht sein, es sei denn, ein Vampir hatte sich diesen Mann in der Einsamkeit der Bergwelt vorgenommen und ihm den Lebenssaft ausgesaugt, um selbst existieren zu können.

Fast der glatte Irrsinn, aber nicht unmöglich, wie wir aus zahlreichen anderen Fällen wußten.

»Vampirismus?« fragte der Doc.

»Möglich«, gab ich zu.

»Haben Sie den Körper nach Bißwunden untersucht?« erkundigte sich Suko. »Besonders in Höhe des Halses hätten Sie darauf achten müssen.«

»Das habe ich in der Tat. Nur konnte ich nichts finden.«

»Das lag vielleicht an der Haut«, gab ich zu bedenken. »Sie ist faltig, geschrumpft, an einigen Stellen überlappt sie sich. Möglicherweise konnten Sie die Stellen gar nicht erkennen.«

»Stimmt auch. Ich schaue noch einmal nach.«

Nicht nur er begab sich auf die Suche, auch wir beteiligten uns daran, und es war, verdammt noch mal, keine Arbeit, die uns irgendeine Freude bereitete.

Unsere Gesichter waren blaß, und nicht selten zitterten uns die Hände, denn wir mußten den gesamten Hals nach Bißspuren absuchen. Ich kannte sie genau, es waren nur zwei kleine Punkte, aber sosehr wir auch suchten, den Beweis für einen Vampirbiß fanden wir nicht. Als erster gab ich auf. »Ein weiteres Nachschauen können wir uns wohl sparen. Da ist nichts zu sehen.«

»Und eine andere Erklärung haben Sie nicht parat?« fragte mich der Mann vom Zoll.

»Auf die Schnelle nicht.«

»Wie gesagt«, meinte Suko. »Travis Milton kam von Kreta. Wir sollten seinen Weg zurückverfolgen.«

»Das heißt, du willst fliegen?«

»Klar.«

»Fragt sich nur, weshalb er nach England geschafft wurde«, murmelte ich. »Wollte er hierher?«

»Es waren englische Bergsteiger, die ihn entdeckten, seine Papiere fanden, sich mit dem Konsulat in Verbindung setzten, damit für einen Rücktransport in die Heimat gesorgt werden konnte.« Diese Information gab uns Mr. Ileman.

»Sie kennen die Namen der einzelnen Bergsteiger?«

»Die sind bekannt.«

Da war ich schon mal zufrieden. Ich schaute noch einmal auf die Leiche. Dieser Mann mußte ein schreckliches Erlebnis hinter sich haben. Was er herausgefunden hatte und weshalb es ihm so schlecht ergangen war, das wußte ich leider nicht.

»Ich hatte gedacht, daß wir Scotland Yard die Leiche übergeben«, meinte der Doc. »Sind Sie damit einverstanden?«

Das waren wir. »In Ihrer Haut möchte ich nicht stecken«, fuhr der

Arzt fort. »Das ist ein Fall, an dem Sie sich die Zähne ausbeißen können. Aber Sie sind ja für so etwas ausgebildet, wie ich hörte.«

»Man hat Sie nicht belogen, Doc.« Ich fragte nach den Papieren des Toten. Die hatte Mr. Ileman in Verwahrung genommen.

»Ich werde sie Ihnen geben, wenn Sie mich in mein Büro begleiten.«

Damit waren wir einverstanden und verabschiedeten uns von dem noch jungen Arzt.

Ilemans Büro lag nicht weit entfernt. Ein weiterer Mitarbeiter saß im Vorzimmer und telefonierte. Wir nahmen aufgepolsterten Stühlen Platz und lehnten den angebotenen Whisky wegen der frühen Stunde ab. Aus einem Schreibtischfach holte Ileman die Papiere und schob sie uns zu.

»Das ist alles normal. Der Mann war wohl Junggeselle, lebte in einem Apartmenthaus und arbeitete bei der Verwaltung. Kein aufregendes Leben, aber ein außergewöhnlicher Tod.«

»Wann kann der denn eingetreten sein?«

Mr. Ileman hob die Schultern. »Da hätten Sie den Doc fragen müssen. Vielleicht vor zwei Wochen, schätze ich.«

»Und er war noch nicht verwest«, gab Suko zu bedenken. »Auch diese Tasche sollten wir berücksichtigen.«

Ich stimmte ihm zu.

Beim Zoll hatten wir nichts mehr zu suchen. Wir bekamen auch einen Schlüsselbund überreicht.

Ich nahm die Schlüssel an mich und telefonierte noch einmal mit unserem Chef, Sir James Powell. Mit wenigen Sätzen klärte ich ihn auf. Sir James war natürlich dafür, die Spur zu verfolgen und wollte schon Flugkarten bestellen.

»Soweit sind wir noch nicht, Sir.«

»Warten Sie nicht zu lange! Wenn Sie den Fall lösen wollen, dann auf der Insel Kreta.«

Das Gefühl hatte ich mittlerweile auch.

Wir verabschiedeten uns und gingen zum Parkplatz, wo ich den alten Silbergrauen abgestellt hatte. Manchmal, wenn er von den Strahlen der Sonne getroffen wurde, sah der Bentley aus wie neu. Auch jetzt wirkte er so.

Travis Milton hatte im Stadtteil Bayswater gewohnt. Dort fuhren wir hin. Unterwegs sprachen wir über den Fall. Beide waren wir davon überzeugt, daß wir nur auf Kreta die Lösung finden konnten.

»Kennst du die Insel eigentlich?« fragte Suko.

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Dann kauf dir eine Wanderkarte.«

»Witzbold.«

Travis Milton hatte sein Zimmer in einer Wohnanlage. Eine nette Gegend mit viel Grün, schmalen Wegen und einem fast leeren Parkplatz. Wir betraten das zwölfstöckige Haus und suchten auf der Tafel nach Miltons Namen.

Im neunten Stock wohnte er.

Der Lift schoß uns hoch.

Eine Putzfrau schimpfte, daß wir ihr in die Quere gekommen waren und jetzt über den gewischten Boden liefen. Ich entschuldigte mich, sie war zufrieden und machte weiter, während wir vor der zweitletzten Tür stehenblieben und schon auf die Glasbausteinwand des Lichthofes schauen konnten.

Ich verglich die einzelnen Schlüssel mit dem Türschloß und hatte sehr schnell den richtigen herausgefunden. Glatt ließ sich die Tür öffnen. In der Wohnung roch es normal muffig, denn hier hatte seit Wochen wohl niemand mehr gelüftet. Suko durchquerte die kleine Diele und spürte wie ich die Hitze, die sich in den Räumen eingenistet hatte. Wir öffneten ein Fenster.

»Arbeitsteilung?« fragte der Inspektor.

»Was willst du durchsuchen?«

»Ich nehm mir das Schlafzimmer und das Bad vor.«

»Okay.«

Er verschwand, während ich im Wohnraum stehenblieb und mich zunächst einmal umschaute. Auf den ersten Blick war nichts Besonderes an der Einrichtung festzustellen. Eine völlig normale Couchgarnitur, die man in jedem Kaufhaus erwerben konnte, dazu der Tisch, der Fernseher, ein Video-Recorder und ein alter Schreibtisch aus dunklem Holz, der an der Wand stand und in ein Regalsystem integriert worden war, auf dem die Bücher dicht an dicht standen.

Willst du etwas von einem Menschen wissen oder über einen was erfahren, so schau dir seine Bücher an. An diesen Ratschlag hielt ich mich und warf einen Blick auf die Buchrücken.

Um besser sehen zu können, hatte ich eine Lampe eingeschaltet. Bereits nach wenigen Sekunden wurde ich nachdenklich. Die Literatur, die ich auf dem Regal fand, machte auch mich an. Es waren Bücher, die sich mit längst vergangenen Kulturen beschäftigten. Da waren die griechische ebenso vertreten wie die römische oder die der Phönizier oder der Bakiden aus dem alten Karthago. Ägypten fehlte ebenso wenig wie die Sumerer, doch am stärksten vorhanden war die Literatur über die minoische Zeit Kretas, wobei Minotaurus, der berühmte Stier und dessen Labyrinth gleich mehrmals erwähnt wurden.

Die Spuren in Richtung Kreta verdichteten sich immer mehr. Die Bücher, die ich sah, gab es bei zahlreichen Händlern zu kaufen. Es war nichts Außergewöhnliches darunter, und so nahm ich mir seinen Schreibtisch vor, der nicht verschlossen war.

In der Mittelschublade fand ich einige dünne Aktenhefter, auch Prospekte von Gesellschaften, die Mittelmeer-Reisen anboten. Dann entdeckte ich eine Kladde mit einem schwarzen Einband. Ein

Tagebuch war es nicht direkt, auch wenn Travis Milton einige seiner Gedanken niedergeschrieben hatte. Stets nur in Kurzform. Ich las etwas über die Vegetation auf Kreta, über das Dorf Cluko und ein Kloster in den Bergen.

Jetzt wurde es schon interessanter, so daß ich sehr schnell die Seite umschlug.

Hier wurde wieder etwas über das Kloster geschrieben und sogar ein geheimer Orden erwähnt.

Die Diener der Blutgöttin!

Ich konnte nicht vermeiden, daß über meinen Rücken ein Schauer lief. War ich auf der richtigen Spur? Mein Gaumen wurde trocken. Ich atmete tief durch, blätterte um und sah in fetten, dicken Buchstaben einen Satz geschrieben, der mich fast umhaute.

Arkonadas Totenbuch muß existieren!

Ich las den Satz dreimal, flüsterte ihn sogar und stellte fest, daß die Buchstaben für einen Moment vor meinen Augen verschwammen. Eine sehr nahe zurückliegende Vergangenheit wurde wieder lebendig. Ich dachte an den gewaltigen Kampf gegen die Großen Alten und eine kurze Szene, als der Eiserne Engel Worte aus dem Totenbuch gesprochen hatte. Es gab dieses Buch, es war ein Erbe Akonadas, aber ich wußte nicht, wo es verborgen gewesen war.

Hatte dieser Travis Milton die Spur gefunden?

Es deutete vieles daraufhin. Er hatte sich mit der minoischen Kultur beschäftigt, von der man annahm, daß in ihr noch Erinnerungsreste des alten Atlantis manifestiert waren. Manche Wissenschaftler glaubten, daß die Spur zu Atlantis allein über die minoische Kultur führen würde, und diesen Faden mußte Travis Milton aufgegriffen haben, um dem Rätsel des Totenbuches auf die Spur zu kommen.

Noch ein anderer Name war aufgetaucht.

Eli, die Blutgöttin von Atlantis. Sie und das Totenbuch mußten

meiner Ansicht nach in einem Zusammenhang stehen. Vielleicht führte auch die Spur zum Buch über Eli.

Wie dem auch war, es hatte keinen Sinn, daß ich mir hier den Kopf zerbrach. Suko und ich mußten einfach nach Kreta.

Ich schlug eine weitere Seite auf, fand aber keine Eintragungen mehr. Milton mußte die Spur gefunden haben, die ihn in den Ort namens Cluko führte und damit auch zu einem geheimnisvollen Kloster, wo die Diener der Blutgöttin ihr Leben fristeten.

Gab es das Kloster? Entsprach alles den Tatsachen? Ich machte mir jetzt schon meine Gedanken und hörte hinter mir die Schritte meines Freundes Suko.

»Ich habe nichts gefunden, John, außer einigen Landkarten und Reiseprospekten von Kreta. Wie sieht es bei dir aus?«

»Volltreffer?«

»Was?« Suko war überrascht, kam zu mir, ich zeigte ihm das Buch und schlug auch die letzte beschriebene Seite auf. Mein Freund reagierte ähnlich wie ich. Er konnte kaum fassen, daß wir eine Spur des geheimnisvollen Totenbuchs gefunden hatten.

»Dann ist das Kapitel Atlantis noch nicht abgeschlossen«, flüsterte er und schüttelte den Kopf.

»Im Gegenteil. Hast du jeweils etwas von einer Blutgöttin namens Eli gehört?«

»Nein.«

»Aber sie muß etwas mit Arkonada zu tun gehabt haben.«

»Frag Myxin, der wird es wissen.«

»Ja, das müßte er. Wobei ich überlege, wie wir uns mit ihm in Verbindung setzten sollen?«

»Laut rufen.«

Ich tippte ihm gegen die Stirn und legte das Buch zur Seite. »Eli, die Blutgöttin«, sagte ich leise. »Wer kann das sein? Wie sieht sie aus? Wie lebt sie?«

»Vorausgesetzt, sie hat existiert.«

»Davon bin ich fest überzeugt. Ich glaube sogar daran, daß Travis Milton Kontakt mit ihr gehabt haben muß und sie sich für sein Aussehen verantwortlich zeigt.«

»Das kann hinkommen.«

»Hast du deinen Koffer gepackt?«

»Immer.«

»Dann laß uns verschwinden, Kreta wartet!«

»Da wollte ich schon immer mal hin«, erwiderte Suko und grinste mich schief an.

»Trotz der Blutgöttin?«

»Weißt du, John, darauf kann ich im Notfall auch verzichten...«

Das Bild war wieder verschwunden, doch es hatte sich nicht aus der Erinnerung der beiden Partner löschen können. Myxin und Kara saßen sich gegenüber. An Schlaf dachte natürlich keiner mehr, das Gespräch drehte sich allein um Eli.

»Sie hat es überstanden«, flüsterte Myxin. »Wieder jemand, den ich zu fürchten habe.«

»Ich kenne sie nicht.«

»Nein, sie war vor dir und ist auch nie so in Erscheinung getreten wie der Schwarze Tod, obwohl sie zahlreiche Verehrer und Anbeter hatte, denn die Menschen glaubten, daß ihnen Eli das ewige Leben schenken würde.«

»Was hat sie ihnen statt dessen gegeben?«

»Es ist klar«, erwiderte Myxin. »Den Tod. Sie raubte ihnen den Lebenssaft, um existieren zu können.«

»Dann war Eli eine Art Vampir?« fragte Kara.

»So ähnlich, auch wenn sie nicht zubiß oder so ausah. Ich kannte sie immer nur als alte Frau, die Blut wollte, um sich weiter am Leben zu erhalten.«

»Du hast nie direkt gegen sie gestanden?« fragte Kara.

»Nein, es gab keinen Grund.«

Kara nickte. Sie war sehr nachdenklich geworden. »Und nun sahen wir ihr Gesicht in den Steinen. Hast du darüber nachgedacht, was es bedeuten könnte?«

Myxin gab ein zögerndes »Nein« als Antwort. »Ich habe sie später auch aus den Augen verloren«, fügte er hinzu. »Sie sammelte Diener um sich, ließ sich verehren, versprach viel und hielt eigentlich nichts, obwohl, und das fällt mir jetzt ein, es eine Beziehung zu einem alten Bekannten von uns gegeben haben muß.«

»Wer ist das?«

Myxin stand auf und trat ans Fenster. Er schaute in die Nacht hinaus.

»Wenn ich dir den Namen sage, erschrickst du.«

»So leicht wirft mich nichts um.«

»Es ist Arkonada.« Myxin hatte sich während der Antwort umgedreht und Kara angeschaut.

Die Schöne aus dem Totenreich saß wie festgebacken auf ihrem Stuhl. Sie schüttelte bedächtig den Kopf und öffnete den Mund. »Aber das ist doch nicht möglich. Arkonada lebt nicht mehr. Er ist tot...«

»Das weiß ich auch. Aber Eli hat alles überstanden!«

»Wie und wo?«

»Keine Ahnung. Jedenfalls ist sie bereit, zurückzukehren. Überlege mal, Arkonada hat es verstanden, die Steine zu manipulieren. Er zeigte sich ebenfalls hier. Demnach muß sie mit den gleichen Kräften ausgestattet worden sein wie Arkonada, oder sie hat etwas von ihm übernommen. Ein Wissen, zum Beispiel, das sie nun einsetzt.«

»Das Wissen über die Steine?«

»So sehe ich es.«

»Kann sie denn vor Arkonadas Vernichtung noch mit ihm

gesprachen haben?« fragte Kara.

»Vielleicht. Doch es gibt auch eine zweite Möglichkeit. Arkonada hat etwas hinterlassen.«

»Und das wäre?«

»Sein Totenbuch.«

Kara erschrak. Myxin sah ihr an, daß sie nachdachte, als sie ihre Stirn in Falten legte. »Das Totenbuch«, murmelte sie. »Sicher, du kannst recht haben. Es existiert ja. Hat der Eiserne Engel nicht daraus vorgelesen?«

»Du Erinnerst dich gut.«

Kara nickte. »Und ob. Es war, als wir gegen die Macht der großen Alten kämpften, aber das Buch soll doch verschollen sein. Aus den dunkelsten Abrunden jenseits der Hölle soll es stammen...«

»Und gelangte in Arkonadas Besitz, der es möglicherweise vor seinem Ableben irgendwo versteckte oder vor dem Untergang des Kontinents. Ich weiß es nicht genau.«

»Wer könnte es uns sagen?«

Myxin lächelte. »Arkonada leider nicht mehr. Wir müssen uns schon selbst auf die Suche machen.«

»Allein?«

»Du denkst an John und...«

»An mich«, hörten die beiden plötzlich eine sonore Stimme, denn die dritte Person, die bei ihnen lebte, war zurückgekehrt. Sie stand in der offenen Tür und füllte sie fast völlig aus. Es war eine gebieterische Gestalt, die sich jetzt in Bewegung setzte und langsam näher kam, wobei eine Hand auf dem Schwertgriff lag.

Vor ihnen stand der Eiserne Engel.

Seit einiger Zeit lebte er bei ihnen und fühlte sich auch wohl. Der Eiserne unterstützte die beiden Personen im Kampf gegen die alten Kräfte aus dem Kontinent Atlantis. Er hatte damals schon auf der Seite des Lichts gestanden, die Vogelmenschen kontrolliert und den

Untergang ebenfalls überstanden.

Sein Schicksal war von einer gewissen Tragik gekennzeichnet. Seine Eltern, die stummen Götter, waren dazu verflucht, ihr Dasein in einer Bergwelt zu fristen. Irgendwo am Ende der Zeiten befand sich das Reich der stummen Götter. Und sie konnten erst aus ihrer Lethargie erwachen, wenn auch der Letzte der Großen Alten, der Spuk, vernichtet war. Kara und Myxin hoben die Hände zum Gruß, als der Eiserne ihre Hütte betrat. Er blieb neben dem Tisch stehen. »Ich habe Teile eures Gesprächs mitbekommen und muß zugeben, daß ihr die richtigen Folgerungen dabei gezogen habt. Das Totenbuch gibt es.«

»Das wissen wir auch«, sagte Mixin. »Nur, wo befindet es sich?«

Durch die bronzefarbene Gestalt ging ein Ruck. »Nur wenige verstehen die Worte, die in diesem Buch stehen. Ich kann sie lesen, ich habe sie gelesen, aber mir war es nicht möglich, sie zu verstehen. Nur wer die Schrift begreift, kann sie vernichten. Es ist in einer Totensprache geschrieben worden, die man in den finstersten Gräften und magischen Schlünden des alten Atlantis sprach. Arkonada hat diese Sprache beherrscht, deshalb konnte er unter anderem auch eure Steine kontrollieren und manipulieren. Ich konnte es nur lesen, wie ich euch schon sagte, aber es gibt jemand, der dieses Totenbuch auch verstehen kann.«

»Eli?« fragte Kara.

»So ist es. Sie beherrscht die Sprache, denn sie hat das Buch mit dem Blut ihrer Feinde geschrieben. Wenn sich Eli zeigt, können wir davon ausgehen, daß Arkonadas Totenbuch existiert. Es muß da sein, und wehe dem, der mit ihm in Berührung kommt, der hat sein Leben verwirkt. Es ist so schrecklich, daß auch mir die Worte fehlen, es auszudrücken. Eli und das Totenbuch bedeuten einen nicht zu unterschätzenden Machtfaktor. Mir ist nicht bekannt, aus welchem Grunde sie sich gerade jetzt zeigt. Da kann ich nur raten, doch ich

nehme an, daß es mit der Vernichtung der fünf Großen Alten zusammenhängt.«

»Wieso?« fragte Myxin.

»Sie hat freie Bahn. Vielleicht will sie die Großen Alten und deren Diener Arkonada auch rächen. Rechnen müssen wir mit allem, deshalb schlage ich vor, daß wir uns jetzt stellen und nicht mehr warten, bis Eli zugeschlagen hat. Dann kann es grausam werden.«

»Was wird sie bezwecken wollen?« fragte Kara.

»Ihren alten Machtkreis wieder aufbauen. Diener um sich scharen, die Eli, die Blutgöttin, wieder auf den Thron heben, der ihr in Atlantis einmal zugestanden hat. Sie war ein dämonisches Wesen, das die Finsternis eigentlich nie verlassen hat. In den Schlünden und Grüften hat sie gehaust, nur ihre Diener zeigten sich und sprachen andere Menschen an, die sie mit der Erlangung des ewigen Lebens ködern wollten. Auch bei den Atlantern war man nicht abgeneigt, glaubte man doch sehr stark noch an schwarzmagische Kräfte.«

Myxin lächelte den Eisernen an. »Du hast uns nicht erst zu überreden brauchen. Wir werden mit ihr Kontakt aufnehmen und auch herausbekommen, wo sie sich befindet.«

»Und wie?« fragte Kara.

Myxin deutete in Richtung Ausgang. »Durch die Flammenden Steine, meine Liebe...«

Die standen Suko und mir nicht zur Verfügung, und wir hatten auch keinen Kontakt bekommen, sondern nahmen den normalen Weg nach Kreta, ein Linienflugzeug. Umgeben von urlaubshungrigen Touristen, die die Insel erleben wollten, näherten wir uns dem Ziel. In Heraklion konnten wir die Kontrollen umgehen, doch so ganz hatten wir die griechischen Kollegen nicht eingeweiht. Uns ging es nur darum, die Hintergründe des Todes eines gewissen Travis Milton aufzuklären und gleichzeitig den Ort zu besuchen, in dem er gelebt

hatte. Er hieß Cluko!

Zunächst waren die griechischen Kollegen nicht sehr von uns begeistert. Man wollte uns einen Aufpasser mitgeben, doch wir konnten die Griechen davon überzeugen, daß dies nicht nötig war. Zu zweit machten wir uns auf den Weg nach Cluko.

Während sich die Touristen an der Küste in der Sonne aalten, fuhren wir nach Süden, in die Berge. Wir hatten uns einen japanischen Geländewagen gemietet, der einiges aushielt, denn viele Strecken in den Bergen waren nur bessere Pisten. Das Dorf Cluko lag ziemlich hoch. Dort wuchs nur wenig. Die Oliven-und Obsthaine blieben hinter uns zurück. Auch die Zedernwälder, die als grüne Fläche auf den Hügeln wuchsen.

Je höher wir kamen, um so karger wurde die Gegend. Hin und wieder begegnete uns ein Bauer auf seinem Esel, der seine kärgliche Ernte auf den nächsten Markt anbieten wollte. Wer auf Kreta nicht vom Tourismus lebte, dem ging es nicht gerade blendend.

Um uns herum befanden sich die schroffen Berge, eingehüllt wurden wir von den aufgewirbelten Staubwolken, die unseren Weg begleiteten. Manchmal sahen wir auch das Meer. Eine unendliche blaugraue Fläche. Es kam uns zugute, daß wir aus London die Karten des Verstorbenen mitgenommen hatten. So erreichten wir das Ziel, ohne uns zu verfahren. Zumeist führte der Weg über Pässe und in Hochtäler hinein, die auf mich wie langgezogene staubige Schüsseln wirkten. Wenn es eine Vegetation gab, setzte sie sich aus spärlichem Gras zusammen, das von Schafen und Maultieren aus dem knochentrockenen Boden gerupft wurde. Die bei den Herden sitzenden Schäfer verfolgten unseren Wagen mit mißtrauischen Blicken. Hier oben in den Bergen war man keine Fremden gewohnt. Da blieb man unter sich. Anders war es da schon in der fruchtbaren Lassithi-Hochebene mit ihren tausend Windrädern. Hin und wieder führte die Straße durch kleine Ortschaften. Steinhäuser, oft an steile

Hänge gebaut, bildeten rechts und links der Fahrbahn die Kulissen. Hin und wieder entdeckten wir auch ein buntes Reklameschild, das immer den Eindruck erweckte, als würde es überhaupt nicht hergehören.

Wir hörten auch Musikklänge, sahen einmal Menschen vor einer Kneipe tanzen und uns zuwinken.

Danach schluckte uns die Einsamkeit.

Die Geländeform änderte sich noch einmal. Jetzt lagen die Gipfel der Berge zum Greifen nahe. Nur konnte ich sie mit denen der Alpen nicht vergleichen, obwohl viele auch weit höher als 2500m waren. Doch diese hier waren anders, ganz anders. Steifer, kantiger und abweisender, als wollten sie mitteilen, nur in Ruhe gelassen zu werden. In dieser urwüchsigen Bergwelt lag Cluko, und nicht weit entfernt mußte sich auch das geheimnisvolle Kloster befinden, von dem Travis Milton in seinem Tagebuch geschrieben hatte.

Sogar ein altes Hinweisschild sahen wir. Es war auf einem Pfahl befestigt und sah aus wie ein dicker, vertrockneter Finger. Eine Kilometer-Angabe lasen wir nicht. Das war auch überflüssig. Fünf Minuten später erreichten wir unser Ziel.

Cluko lag in einer breiten Senke. Im Norden und Westen umgeben von Bergen, die stumm, drohend und gleichzeitig auch schützend von zwei Seiten auf den Ort blickten.

Zum Süden hin war die Senke offen. Sie lud den Ankömmling gewissermaßen ein, nach Cluko hineinzufahren.

Wir passierten einige Felder. Man versuchte, Getreide anzubauen, was auch einigermaßen gelang, denn von den Höhen der Berge floß fast das ganze Jahr über Schneewasser zu Tal, das auf die Felder geleitet wurde.

Die hinter oder zwischen den Feldern stehenden Hütten als Höfe zu bezeichnen, wäre übertrieben gewesen. Es waren eher karge Behausungen, in denen die Bauern lebten.

Der angebaute Hafer wiegte sich im Wind, der auch die von den Rädern hochgetriebenen Staubwolken hinwegpustete.

Schon aus der Entfernung betrachtet, machte das Dorf auf uns einen ziemlich verlassenem Eindruck, als hätten sich die Bewohner in ihre Häuser verkrochen, um von der Umgebung nichts mitzubekommen. Wir würden sehr bald feststellen können, ob dies den Tatsachen entsprach. Eine Tatsache allerdings waren unsere Sprachschwierigkeiten. Ich glaubte nicht daran, daß auch nur ein Bewohner von Cluko Englisch sprach. Ich konnte so gut wie kein Griechisch, und da würde es bestimmt Arger geben.

Wir sollten uns an den Vorsteher oder Bürgermeister wenden. Jedenfalls hatte man uns ein offizielles Schreiben mitgegeben, das in meiner Innentasche knisterte.

Die Straße wurde enger. Hausfassaden rahmten sie ein. Mir fielen die zahlreichen Hunde auf, die sich in den Gassen herumtrieben, uns anklafften oder einfach verschwanden.

Kein Mensch war zu sehen, und das machte mich mehr als mißtrauisch. Suko schuf mit seinen Worten eine Verbindung zu einem anderen Fall, der uns vor einigen Jahren nach Darkwater geführt hatte. Das Dorf dort war ebenso verlassen gewesen, weil Kalifato, einer der Großen Alten, es durch seine Magie geschafft hatte, sämtliche Einwohner in sein Reich oder seine Welt zu ziehen.

Sollte es hier ähnlich gelagert sein?

Wir rumpelten über Kopfsteinpflaster und versanken auch manchmal in Schlaglöchern. Niemand hatte daran gedacht, sie auszubessern. Jeder Ort, war er noch so klein, besaß ein Zentrum oder einen Marktplatz. Das würde sich bei Cluko sicherlich nicht anders verhalten, und gerade dieses Zentrum suchten wir.

Es befand sich an der Kirche.

Sie besaß zwar einen Turm, der wirkte jedoch wie eine abgeschnittene Zigarre, die zusätzlich jemand weiß angestrichen

hatte. Neben der Kirche, wo drei Zypressenbäume wuchsen, stellten wir unseren Wagen ab, stiegen aus und reckten unsere Glieder.

Stiko schüttelte den Kopf. »Verstehst du das?« fragte er mich, als er in die Runde blickte.

»Nein.«

Ein Hund lief auf uns zu. Es war ein schwarzweiß geflecktes Tier, das um unsere Beine strich, schnüffelte, sich wieder verzog. Suko deutete auf ihn. »Schade, daß er nicht reden kann. Der hätte uns sicherlich einiges erzählen können.«

Da gab ich ihm recht.

Es war nicht zu heiß. Der Ort lag ziemlich hoch, über viertausend Fuß, und man spürte schon die dünne Luft. Den Wind empfand ich als angenehm kühl. Die Mauer der alten orthodoxen Kirche warf einen Schatten, in dem Suko und ich uns aufhielten.

»Was machen wir?« fragte mein Freund.

»Menschen suchen.«

»In den Häusern?«

»Wo sonst?«

»Wir sollten uns die Kirche vornehmen«, schlug mein Partner vor. »Sie steht am nächsten.« Damit war ich einverstanden.

Die Eingangstür befand sich in unmittelbarer Nähe. Wir brauchten uns nur umzudrehen. In der Kirche empfing uns eine schon zu große Kühle. Auf meinen Armen breitete sich die Gänsehaut aus. Da außerhalb der Mauern, aber trotzdem in ihrer Nähe die Zypressenbäume standen, filterten sie das meiste Sonnenlicht, ließen nur einen Teil frei, der durch die schmalen Fenster der Kirche fiel und lange Bahnen auf den Boden warf.

Wir sprachen nicht.

Jeder, der eine Kirche betritt, empfindet wohl so etwas wie Ehrfurcht, weil er zumeist die Welt der Hektik hinter sich gelassen hat und eine Oase der Stille betritt. Uns erging es nicht anders. Zwar

lag hinter uns keine hektische Welt, trotzdem hatten wir das Gefühl, in eine andere Ruhe hineingetreten zu sein.

Dunkel gebeizte und handwerklich hervorragend gedrechselte Bänke standen rechts und links des Mittelganges, der zu einem kleinen Altar führte. Sehr oft findet man gerade in Kirchen, die in verlassenen Gegenden stehen, hervorragend gearbeitete Kunstschatze, wie Figuren, Bilder oder Kreuze.

Das war auch hier der Fall, nur unterschieden sich diese Bilder und Figuren von anderen in einem entscheidenden Punkt. Sie waren zerstört!

Mir fiel es zuerst auf, da ich einen Blick nach links über die Bankreihen hinweg geworfen hatte, wo dicht an der Wand eine kleine Insel aus brennenden Kerzen stand.

Ihr Schein fiel nach oben und traf das Bild eines Heiligenkopfes, das jemand zerschnitten hatte. Ich lief durch die Bankreihe, meine Schritte hinterließen polternde Geräusche, dann stand ich vordem Bild und schüttelte den Kopf.

Die beiden Schnitte bildeten ein diagonales Muster. Von dem Gemälde war nichts mehr zu retten.

Auch Suko war herangekommen. Neben mir blieb er kopfschüttelnd stehen. »Wer tut denn so etwas?« fragte er.

»Das weiß ich auch nicht.«

»Frevler?«

»Kaum oder ja, wenn du diesen Ausdruck anstelle des Dämonendieners nehmen willst.«

»Elis Diener«, flüsterte Suko.

Ich war einverstanden, ging aber nicht weiter auf seine Bemerkungen ein und schaute mir das folgende Bild an. Es hing eine Körperlänge entfernt an der gleichen Wand und zeigte ebenfalls den diagonal angesetzten Schnitt der Zerstörung.

Was sollte man dazu sagen? Uns hatte es im wahrsten Sinne des

Wortes die Sprache verschlagen.

»Jemand muß hier seinen Haß ausgetobt haben«, flüsterte ich. »Und das mit aller Schärfe.«

Suko widersprach mir nicht. Wie auch ich, so ging er ebenfalls weiter, wobei wir uns dem Altar der kleinen Kirche zuwandten. Rechts davon sahen wir eine Tür, die sicherlich in die Sakristei führte. Am Altar brannte keine Kerze. Die drei Stufen waren nur als Schatten zu erkennen, und mir kroch ein unangenehmes Gefühl über den Rücken, als wir uns dem Zentrum der Kirche näherten. Ich verspürte zwar keine direkte Angst, glaubte aber, daß irgendwo etwas auf uns lauern würde. Diese Kirche besaß eine besondere Ausstrahlung, sie war entweiht worden. Hier wehte der Odem des Bösen über die Bänke. Die anderen Kräfte hatten auch vor dem Altar keine Ehrfurcht gezeigt. Ein prächtiges orthodoxes Doppelkreuz lag, von großer Kraft zerbogen, am Boden. Vasen, ein zerrissenes Gebetbuch, ein Kelch, der einen Tritt bekommen hatte und Flecken zeigte.

Suko hob den Kelch auf, ging zwei Schritte zur Seite und hielt ihn gegen das Licht. Ich hörte seinen flüsternden Kommentar. »John, an ihm klebt Blut.«

Ich wandte mich um. Suko deutete mit seiner freien Hand auf eine bestimmte Stelle am Rand des Kelchs.

Daraufhin schaute ich mir das Kreuz genauer an. Als orthodoxes Doppelkreuz besaß es zwei waagerechte Seiten. Die untere davon war kleiner, und sie war auch durch einen Schlag oder Tritt verbogen worden. Aber nicht allein das. Auch die dunklen Flecken entdeckte ich auf dem heller schimmernden Metall, und meiner Ansicht nach konnte es sich bei diesen Zeichen nur um Blut handeln.

Zwei Figuren lagen ebenfalls am Boden. Zerbrochen, mutwillig zerstört und ebenfalls befleckt. Wer das getan hatte, über den konnte ich nur den Kopf schütteln. Begreifen oder verstehen würde ich ihn

nie können.

»Man hat uns vor vollendete Tatsachen gestellt«, erklärte Suko und stellte den Kelch auf den Altar. »Fragt sich nur, wo sich die Einwohner befinden und ob sie überhaupt noch leben.« Er blickte mir ernst ins Gesicht. »Ich muß immer an Darkwater denken, als Kalifato sich die Leute geholt hat.«

Nach dem Gesehenen fiel es mir schwer, wieder klar und nüchtern zu denken. Ich hatte schon an das geheimnisvolle Kloster gedacht, von dem gesprochen worden war und wies Suko darauf hin.

»Meinst du, daß sie dort stecken?«

»Es wäre zumindest eine Möglichkeit.«

»Finden könnten wir es. Das ist auf der Karte eingezeichnet. Wenn wir aber vor Anbruch der Dämmerung dort sein wollen, müssen wir jetzt losgehen.«

Ich gab ihm zwar recht, war trotzdem dagegen. »Erst durchsuche ich das Dorf und schaue in Kellern nach.«

»Wie du meinst.«

Wir warfen noch einen letzten Blick auf den Altar. Die Nische dahinter lag in der Dunkelheit. Sie wurde von keinem Kerzenschein getroffen. Die Umrisse der zum Nebenraum führenden Tür sah ich nur schwach in der Wand.

»Laß uns dort auch nachsehen.«

»Ich bleibe hier«, sagte Suko.

So ging ich allein, umrundete den Altar, während sich Suko abwandte und noch einmal durch die Kirche gehen wollte. Bei mir war es mehr eine Ahnung als Gewißheit.

Jedenfalls ahnte ich die Bewegung, drehte mich um und sah mich einer Gestalt gegenüber, die sich wie ein Schatten in die Höhe schob. Ob es ein Mann oder eine Frau war, konnte ich nicht genau erkennen. Ich sah nur ein bleiches Gesicht unter einer Kapuze hervorschauen und auch den rechten Arm, den die Gestalt erhob.

hatte. In der Faust hielt sie ein spitzes bleiches Knochenmesser!

Ein blitzschneller Schritt brachte mich zur Seite. Genau in dem Augenblick, als der andere seine Waffe schleuderte. Das Knochenmesser wischte an mir vorbei und hieb mit einem dumpfen Laut in die Tür, die ich hatte öffnen wollen.

Dort blieb es zitternd stecken.

Ich aber startete. Ob der Kerl noch ein zweites Messer bei sich trug oder nicht, war mir egal, jedenfalls hatte er es noch nicht gezogen, und ich griff ihn voll an.

Beide Fäuste trafen ihn zur gleichen Zeit. Er wurde nach hinten geschleudert, die Kapuze rutschte ihm vom Kopf, so daß ich die Glatze sah.

Einen Herzschlag später lag der heimtückische Angreifer schon rücklings am Boden und stöhnte unter meinen wuchtigen Treffern, die ihn so hart erwischt hatten. Ich riß ihn hoch. Meine Finger hatten sich im Stoff der rauhen Kutte verhakt. Hastige Schritte zeugten davon, daß Suko herbeieilte und sah, wie ich den Kerl festhielt.

Er war noch immer benommen. Sein Kopf hing haltlos im Nacken, ich konnte in sein Gesicht schauen und sah die beiden Streifen auf den Wangen.

Dick und dunkelrot.

Mit Blut gezeichnet...

Gegen die Wand hinter dem Altar drückte ich ihn, während Suko das Knochenmesser aus der Tür zog und es mir zeigte. »Ein raffiniertes Mordinstrument«, erklärte er mir. »Das wäre durch Fleisch und Knochen gegangen. Es ist höllisch spitz.« Er hielt seine Hand so, daß die Spitze des Messers fast das Kinn des Kuttenträgers berührte. Der regte sich nicht. Er atmete heftig, sein Gesicht war verzerrt, und in den dunklen Augen brannte ein geheimnisvolles Feuer.

Ich fragte mich schon jetzt, ob wir je aus ihm ein Wort herausbekommen würden. Trotzdem versuchte ich es. »Wer bist du, und wo befinden sich die Bewohner von Cluko?«

Er gab mir keine Antwort. Auch die Spitze der Knochenklinge beeindruckte ihn nicht.

Ich mußte davon ausgehen, daß er mich überhaupt nicht verstand. Aber ich wollte ihm einfach zeigen und beweisen, wo die Musik spielte. Ich bekam die Kutte in Höhe des Halses zu packen. Suko hatte seinen Arm wieder zurückgenommen. Sofort drehte ich den Stoff eng und fragte noch einmal, wobei der andere regelrecht in meinem Griff hing, da ich ihn zusätzlich noch nach hinten gegen die Wand gedrückt hatte. Die Augen in seinem beschmierten Gesicht weiteten sich. Seine Lippen zuckten.

Es sah so aus, als wollte er reden, und tatsächlich überwand er sich. Da sprach er.

So heftig, so laut und so plötzlich, daß selbst ich, obwohl ich darauf gehofft hatte, zusammenzuckte. Ich ließ ihn automatisch los, weil ich ihm nicht die Luft abschnüren wollte.

Er sprach langsam und kehlig. Seine Augen bewegten sich dabei, und die Worte drangen tief aus seiner Kehle, Worte, die ich kaum verstehen konnte. Die dumpfen Laute reihten sich fast nahtlos aneinander, nur hin und wieder von kehligen Tönen unterbrochen, die sich anhörten, als würde der Mann kurz vor dem Erstickten stehen.

Einen Namen verstand ich immer.

Eli!

Er konnte ihn nicht anders aussprechen, vielleicht die Betonung der Buchstaben verändern, das war auch alles.

Eli, immer wieder Eli.

Sie stand im Mittelpunkt seiner Rede, in die sich der Kapuzenträger immer mehr hineinsteigerte. Aus seinem Mund sprühte mir Speichel entgegen. Er funkelte mich an, hatte den Mund weit aufgerissen und

sprach drohend klingende Worte.

Suko mischte sich ein. »Er redet in einer Sprache, die ich noch nie hörte.«

»Aber ich.«

»Wieso?«

»Das ist ein Dialekt, der auch in den Grüften und Schlünden von Atlantis gesprochen wurde. In ihm ist das Totenbuch geschrieben. Wenn er so redet, muß er den Text des Totenbuchs auch verstehen können, davon bin ich fest überzeugt.«

»Ja, ja — nur, willst du ihn nach dem Schmöcker fragen?«

»Er kann mir keine Antwort geben.«

Wir hielten unseren Gefangenen weiterhin unter Kontrolle, der mit seiner Litanei noch längst nicht zu Ende war und jetzt seinen Körper zusätzlich einsetzte.

Die Schultern zuckten in die Höhe, er hob auch die Arme, stieß die Hände gegen mich, als wollte er mich aufspießen, und ich mußte meinen Kopf zur Seite nehmen.

»Der ist wahnsinnig!« hauchte Suko, als er die Schreie vernahm, die schaurig durch die Kirche hallten. Der Kapuzenträger wollte es endlich wissen. Er nahm keine Rücksicht mehr auf uns. Hart stieß er mich zur Seite, lief auf den Altar zu und brach über seiner Platte zusammen. Wir hatten uns umgedreht, sahen auf seinen gebeugten Rücken, vernahmen die flüsternde Stimme, die wir bald nicht mehr verstanden. Es war aus.

Nur noch die gebeugte Gestalt des Kapuzenmannes erkannten wir.

»Verstehst du das?« fragte mich mein Freund.

Ich begriff es nicht, ging zu dem anderen und faßte in den Stoff. Viel Widerstand fand ich nicht. Beinahe konnte ich schon hindurchgreifen. Meine nachtastenden Finger glitten über eine dünne Haut, ich fühlte seine Knochen und riß die Kapuze mit einem Ruck von seinem Schädel. Suko packte den Mann, hob ihn hoch, wunderte sich

kopfschüttelnd über dessen Leichtigkeit, drehte ihn auf den Rücken und löste den Kordelknoten an der Vorderseite, die sein Gewand in der Mitte zusammenhielt. Die Kutte klaffte auseinander. Darunter war der Mann nackt. War er überhaupt noch ein normaler Mensch?

Ich konnte es kaum fassen, obwohl ich ihn anschaute und erkennen mußte, daß er zwar wie ein Mensch aussah, aber nur aus Haut und Knochen bestand.

So mager, so ausgezehrt und schon fast wie ein Skelett wirkend. Er lag wie ein Toter vor uns. Ich hatte die kleine Lampe eingeschaltet, leuchtete in sein Gesicht, das jetzt noch bleicher aussah, als es tatsächlich schon war.

»Der sieht aus, als wäre er tot«, murmelte Suko.

Ich wollte es genau wissen, fühlte nach seinem Herzschlag und überprüfte auch den Puls.

Beides hätte ich mir sparen können. Da war keine Reaktion festzustellen.

»Er ist tatsächlich hinüber.«

Mein Freund staunte. »Das gibt es doch nicht.«

»Doch.«

»Und wie kann er gestorben sein?«

Ich hob meine Schultern. »Vielleicht durch einen Herzschlag.«

»Das glaube ich nicht«, widersprach Suko. »Oder vielleicht war es die Folge davon. Du hast nicht begriffen, was er sagen wollte, ich ebenfalls nicht. Es muß die Sprache aus dem Totenbuch gewesen sein. Und wahrscheinlich hat er sich selbst ins Jenseits geredet, verstehst du? Totsprechen...«

Ich nickte. »Das kann sein. Nur welchen Grund hätte er dafür haben können?«

»Ich weiß es nicht. Möglicherweise wollte er nicht unser Gefangener werden.«

Das konnte stimmen, aber auch nicht. Nachdenklich schaute ich auf

die Leiche. »Ich allerdings frage mich, was wir mit ihm anstellen sollen? Hier liegenlassen?«

»Auf keinen Fall«, widersprach mein Freund. »Wir müssen ihn mitnehmen. Zumindest aus der Kirche schaffen.«

»Und dann?«

»Vielleicht können wir ihn als Lockvogel für Eli benutzen. Wenn sie tatsächlich so mächtig ist, wie wir annehmen, wird sie auch bemerkt haben, daß ihr Diener nicht mehr existiert, wie sie es gern gehabt hätte.«

»Ja, das ist klar.« Mein Partner faßte mit an. Es war für ihn ein Leichtes, ihn hoch und über die Schulter zu wuchten. Eingepackt in die Kutte, näherte er sich mit seinem Gefangenen wieder dem Ausgang der kleinen Kirch, in der sich ein Drama abgespielt haben mußte, nach alldem, was wir zu sehen bekommen hatten.

Waren wir weiter gekommen?

Eigentlich nicht.

Wir hatten zwar einen Diener der Blutgöttin Eli getroffen, das war aber auch schon alles gewesen. Er hatte uns nichts mitteilen wollen und auch können. Verständigungsschwierigkeiten und der Wille setzten da eine Grenze.

Ich öffnete meinem Freund die Tür, damit er mit seiner Last die Kirche verlassen konnte. Ich folgte ihm auf den Fuß, schaute mich noch um und sah den kleinen Platz so leer, wie wir ihn auch bei unserer Ankunft vorgefunden hatten. Suko legte die Leiche in den Wagen und hämmerte die Tür zu. Der Laut klang ungewöhnlich hart durch die Stille.

Auch die Luft war nicht mehr so kühl, wie wir sie bei unserer Ankunft erlebt hatten. Der Wind strich kaum noch durch die Gassen der kleinen Ortschaft. Er war eingeschlafen. Dafür drückte die Luft, wie kurz vor einem Gewitter.

Noch war es hell. Auch die Sonne schien. Sie stand wie ein

gelbroter fahler Ball am Himmel. Heiße Strahlen schickte sie über die schweigende Bergwelt, als wollte sie die Luft zum Kochen und das Gestein zum Schmelzen bringen.

Uns trieb sie den Schweiß aus den Poren. Selbst Suko stöhnte. »Wir haben 35 Grad im Schatten«, sagte er. »Meine Güte.«

»Dann geh raus aus dem Schatten«, erwiderte ich grinsend.

Über den Witz konnte Suko nicht lachen. Statt dessen schaute er in Richtung der grauen Massive, die sich aus der Hochebene hervorhoben und wie eine lauende Wand wirkten. »Da müssen wir hin«, erklärte er, »wenn wir das Kloster finden wollen.«

»Und zwar mit der Leiche.«

»Willst du sie Eli vor die Füße werfen?«

»So ungefähr.«

»Ich würde mich freuen, wenn sie sich zeigt und wir sie überhaupt entdecken könnten.«

»Und ich würde mich noch mehr freuen, wenn ich wüßte, was mit den Bewohnern hier geschehen ist.«

»Da fragst du mich zuviel.«

Noch immer lag der kleine Ort wie unter einer Glocke des Schweigens. Alles Leben schien von der Hitze aufgesaugt worden zu sein. Keinen Laut vernahmen wir. Die Straßen waren leer und ausgestorben. Kein Leben, keine Bewegung.

Auch die Hunde hatten sich verzogen. Wir schauten auf staubige Gassen und Straßen, auf alte Fassaden, die manchmal gekalkt oder gestrichen waren, aber dennoch düster wirkten, als wären sie vom Schatten der Blutgöttin Eli erreicht worden.

»Die können doch nicht alle tot sein«, flüsterte ich. »Und wenn, wo hat man sie denn begraben?«

»Vielleicht auf dem Friedhof.«

»Hast du auf der Herfahrt einen gesehen?«

»Das nicht. Laß uns nachschauen. Friedhöfe sind meist interessant.«

Da hatte Suko recht, auch wenn ich mir persönlich nicht viel davon versprach.

Oftmals ist es so, daß die Begräbnisstätten dicht neben den Kirchen liegen, deshalb wollten wir auch in der Nähe des Gotteshauses suchen. Wir hielten uns an dessen Vorderseite auf und fanden einen schmalen Weg, der an der Kirche vorbeiführte. Er begrenzte eine Seite, denn links von ihm wuchs eine brüchige Mauer hoch, hinter der wir die Kronen mächtiger Zypressen sahen. Der Weg mündete in eine schmale Treppe, die uns in die Höhe brachte, gewissermaßen einem kleinen Hügel entgegen, wo sie auch auslief.

Ich hatte die Führung übernommen und war überrascht, als ich den Friedhof plötzlich vor mir sah.

Er lag nicht frei. Wer ihn betreten wollte, mußte entweder ein Tor aufschieben oder über den Zaun aus Eisen klettern. Dahinter lagen die Gräber.

Manche sehr schlicht, mit einfachen, grauen Steinen bedeckt. Andere wieder prunkvoller. Da zeigten die Steine Verzierungen oder waren zu Figuren gehauen worden.

Ein interessanter Flecken Erde, aber ein leerer.

Wir schritten den Eisenzaun ab, schauten über ihn hinweg und waren beide der Meinung, daß sich an diesen Gräbern nichts getan hatte. Da war niemand hereingelegt worden, und es war auch keine lebende Leiche aus ihnen gestiegen. Ein normaler Friedhof.

Wir umrundeten ihn einmal, blieben am Beginn der Treppe stehen und hoben die Schultern.

»Nichts«, sagte Suko. Damit hatte er genau ins Schwarze getroffen.

»Uns bleibt nur das Kloster.«

»Ja. Vielleicht haben Elis Diener die Bewohner von Cluko dorthin verschleppt und halten sie in den Mauern gefangen. Denk mal an den Namen Blutgöttin.«

»Du meinst doch nicht, daß die Menschen in das Kloster geschafft

worden sind, um dieser Figur geopfert zu werden?« Zweifel wohnten in seinen Augen.

»So schlimm es sich anhört, ich rechne damit.«

»Das wäre furchtbar.«

Auch ich dachte so. Gleichzeitig wußte ich, daß Dämonen und deren Diener kein Erbarmen kannten, wenn es um ihre eigenen Belange ging. Das hatten wir leider oft genug erleben müssen.

Der Platz vor dem Friedhof war relativ günstig. Der Blick fiel über das gesamte Dorf, das in einem tiefen Schweigen lag und trotz der scheinenden Sonne düster und abweisend wirkte. Die Häuser waren versetzt gebaut worden. Man hatte sich dem Gelände anpassen müssen.

Deshalb wuchsen viele von ihnen an den schrägen Hängen hoch, waren auch durch Treppen oder kleine Brücken miteinander verbunden oder sorgten dafür, wenn mehrere sich gegenüberstanden, daß kleine Gassen entstanden. Eine Bergidylle, über der das Schweigen des Todes lag. Das Kloster entdeckten wir nicht, obwohl wir in die Richtung schauen konnten, in der es liegen mußte. Da nahmen uns die Felswände die Sicht, aber auch die langen, mit Steinen bedeckte Hänge. Suko war es, der die Bewegung ausmachte. Er stieß mich an.

»Verdammt, John, da ist doch einer.«

»Wo?«

Mein Freund deutete in eine Lücke zwischen zwei Häusern. »Ich habe jemand herhuschen sehen.«

»War es einer der Diener oder ein normaler Einwohner?«

»Das habe ich auf die Schnelle nicht erkennen können.«

»Aber du hast dir die Stelle gemerkt?«

»Sicher.«

»Worauf warten wir eigentlich noch?«

»Ich wäre schon unterwegs. Du stehst noch hier herum.«

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. So eilten wir durch das ausgestorbene Dorf, über dem der mächtige Schatten der Blutgöttin Eli lag. Nur unsere Schritte hörten wir. Wenn wir freie Plätze überquerten, wurden sie leiser. Gingen wir durch Gassen, nahmen wir das Echo wahr, das von den Hauswänden zurückgeworfen wurde.

Suko hatte sich den Ort sehr genau gemerkt. Er führte mich sicher hin, und wir landeten in einer Gasse, die so schmal war, so daß nicht einmal ein Kleinwagen hindurchfahren konnte.

Auch das Sonnenlicht erreichte kaum den Boden. Dementsprechend schlecht und stickig war die Luft zwischen den Häusern. Wir gerieten ins Schwitzen, zudem stieg die Gasse leicht an und endete dort, wo ein Haus stand, zu dessen Tür zwei Treppen von verschiedenen Seiten hochführten, auf einem kleinen Podest mündeten, das von einem Gitter umrahmt wurde.

Die Eingangstür hing schief in den Angeln. Kein Lufthauch bewegte sie. Erst als ich dagegentrat, schwang sie nach innen und gab knarrende Geräusche von sich, die in der Stille störend wirkten. Suko und ich betraten ein düsteres Haus, durch das der Atem der Vergangenheit wehte. Wir sahen die dunklen Schatten der Möbel, spürten beide den kalten Schauer auf dem Rücken und hörten, als wir einige Schritte in den Flur gegangen waren, das leise Weinen. Es kam von links.

Sofort blieben wir stehen. In der Wand zeichnete sich der Umriß einer Tür ab. Noch dicht vor der Treppe.

»Sollen wir?« fragte ich wispernd.

Suko hatte nichts dagegen. Unsere Hände befanden sich in Waffennähe, als wir die Tür aufdrückten und gemeinsam über die Schwelle traten. Wir blieben sofort stehen und schauten in ein spärlich eingerichtetes Zimmer, in dem nur ein Tisch stand, den ich als ein normales Möbelstück gelten lassen wollte.

Die beiden anderen gehörten nicht hier her.

Es waren zwei schwarze Särgel

Wir sprachen beide nicht, schauten auf die offenen Totenkisten, die von vier Kerzen umrahmt waren und von deren flackernden Lichtschein angestrahlt wurden. Die Särgel waren belegt.

In dem einen lag ein Mann, in dem zweiten eine Frau. Beide waren noch ziemlich jung, ich schätzte sie auf Mitte Zwanzig, und sie lagen da wie tot.

Waren sie es auch?

Normalerweise liegen nur Tote in Särgen. Bei unseren Fällen ist das manchmal anders. Ich hatte die tollsten Überraschungen erlebt, deshalb ging ich zunächst davon aus, daß die beiden auch leben konnten. Der Lichtschein geisterte über ihre Gesichter und gab ihm ein zuckendes Farbmuster. So wirkte die Mimik nicht so starr und leblos, sie bekam ein gewisses Leben und Farbe.

Der junge Mann besaß ungefähr meine Größe. Er trug kein Leichenhemd. Ich wunderte mich über seinen Anzug. Er war dunkel, direkt schwarz und erinnerte mich an einen eleganten Cut. Der Mann selbst trug einen Oberlippenbart und hatte die Hände verschränkt auf seine Brust gelegt, so daß er tatsächlich wie eine Leiche wirkte. Anders war es bei dem jungen Mädchen oder der Frau auch nicht. Sie war ebenfalls auf irgendeine Art und Weise festlich gekleidet, in ihrem langen schwarzen Gewand aus kostbarer Spitze. Das braune Haar hatte sie streng nach hinten gekämmt, so daß diese Frisur sie eigentlich älter machte, als sie tatsächlich war.

In ihrem Haar steckte eine kleine dunkle Krone. Und sie hielt unter anderem auch das Tuch fest, das ihren Kopf wie ein seidiges Vlies umgab und sich auf der weißen Unterlage ausbreitete.

»Verstehst du das?« fragte ich meinen Freund.

»Noch nicht. Ich sehe nur zwei Tote.«

»Davon bin ich noch nicht überzeugt.«

»Ich werde mich davon...« Suko hatte sich bereits in Bewegung gesetzt. Er kam aber nicht weit, denn die zweite Zimmerlür an der Wand wurde aufgestoßen, und eine Stimme klang uns scharf und hart entgegen. Wir verstanden das Wort nicht, aber wir konnten es deuten. Es mußte ungefähr so viel wie Halt bedeuten.

Suko stoppte tatsächlich, ging wieder einen Schritt zurück und schaute auf die Person, die sich in den Raum hineinschob.

Sie war ebenfalls dunkel gekleidet, schon älter und trug einen Vollbart. Sie kam mit gemessenen Schritten näher. Dabei hielt sie die Hand ausgestreckt. Es war die Geste eines Mannes, der es gewohnt war, Befehle zu erteilen. Wir hielten uns zurück, da wir beide froh waren, es mit einem normalen Menschen zu tun zu haben und nicht mit einem der Diener dieser verfluchten Blutgöttin.

Er passierte die beiden Särge, verhielt seine Schritte dann und starrte uns ins Gesicht. Seine Augen waren vom Weinen gerötet. Scharf und fordernd klang seine Frage, die wir nicht verstanden. Das sagte ich ihm auch.

»Tut mir leid, mein Lieber, ich verstehe kein Griechisch.«

Er lauschte meinen Worten nach. Dann verengten sich seine Augen. Er griff zu einer schmalen Taschenuhr, zog sie hervor und drückte bei ihr irgendeinen Knopf. Im nächsten Moment erklang das Westminster-Glockenspiel. In dieser Situation, in diesem Totenraum wirkte es irgendwie befremdend. Ich schüttelte den Kopf, wollte Lächeln, es mißlang. Wir warteten, bis der letzte Ton verklungen war und der Mann die Uhr wieder eingesteckt hatte. »England«, flüsterte er. »Es kommt aus England. Wie ihr.«

»Ja«, sagte ich und fragte danach verwundert: »Du verstehst unsere Sprache?«

»Sicher. Ich habe an der Küste gearbeitet, bevor ich wieder in dieses Dorf zurückkehrte. Ich bin viel mit euren Landsleuten

zusammengekommen, deshalb verstehe ich dich.«

Uns fiel ein Stein vom Herzen. Wir hätten beide nicht damit gerechnet, in dieser Einöde einen Menschen zu finden, mit dem wir uns unterhalten konnten. Hoffentlich konnte er uns einiges erklären.

»Seid ihr Wanderer?« fragte er.

»Nein, so sehen wir wohl nicht aus«, gab ich lächelnd zurück. »Wir sind aus einem anderen Grund hier.«

Er schaute uns so auffordernd an, daß wir ihm eine Antwort geben mußten und die Karten aufdeckten.

Diesmal sprach Suko. »Eli!«

Der Bärtige zuckte zusammen. Er trat einen Schritt zurück und schlug so etwas, das wie ein Kreuzzeichen aussah. Dabei verfiel er in seine Heimatsprache, hob beide Hände und stieß uns Worte entgegen, die wie ein Fluch und eine Bitte zugleich klangen.

Daß hier ein Mißverständnis Vorlag, konnte selbst ein Blinder erkennen. Ich wollte es aufklären. »Moment noch, Meister, wir sind nicht gekommen, um Eli zu dienen. Das Gegenteil ist der Fall. Wir wollen die verdammte Blutgöttin vernichten.«

Das wunderte ihn noch mehr, denn er schüttelte den Kopf.

»Vernichten?« wiederholte er. »Man kann sie nicht vernichten. Sie ist allmächtig, man kann sie nur gnädig stimmen.«

»Ach so. Wie denn?«

Der Mann schüttelte den Kopf, gab aber keine direkte Antwort. »Sie ist zu stark. Sie hat ihre Diener um sich versammelt, und sie wird dafür sorgen, daß ihre uralte Herrschaft sich über die Welt ausbreitet. Wir wußten es. Wir wußten davon, daß die alte Schrift noch existiert, aber wir haben nichts getan. Wir waren zu feige, um das Totenbuch aus dem Kloster zu holen und es zu verbrennen. Jetzt ist es zu spät!« hauchte er in die unheimliche Stimmung hinein. »Viel zu spät...«

»Das kannst du nicht sagen«, meinte Suko. »Es wird sicherlich eine

Möglichkeit geben, an das Buch heranzukommen.«

Sein Gesicht zeigte plötzlich Schrecken. Er hob beide Arme und rief mit lauter Stimme: »Nein, nein! Niemals könnt ihr das schaffen. Wie wollt ihr an das Buch herankommen, wenn sie lebt? Ja, sie ist erwacht. Es gibt sie. Eli hat sich das Blut geholt. Ein Opfer brauchte sie noch, und die Dummen kamen. Sie waren fasziniert von ihrem Lohn. Sie wollten das ewige Leben und gingen in das Kloster, wo man sie auf Eli vorbereitete, bevor man ihnen den Weg zu ihr zeigte.«

Und diesen Weg mußte Travis Milton gefunden haben, bevor er abstürzte. So sah also die Sache aus, in die wir trotzdem noch kein Licht gebracht hatten.

Ich fragte weiter: »Wer bist du?«

»Der Bürgermeister dieses Ortes. Mein Name ist Kostos Lakidis. Gleichzeitig bin ich ein Versager.« Er senkte den Kopf und schaute auf die runden Kappen seiner schwarzen Schuhe. Daß er mit sich selbst ins Gericht ging, ehrte ihn zwar, brachte uns leider nicht weiter.

»Wieso haben Sie versagt?« fragte ich ihn.

»Ich hätte es wissen müssen, daß es eines Tages soweit ist. Schon als der erste kam und nach dem Kloster fragte, hätte ich ihn nicht hingehen lassen dürfen.«

»Wer lebt im Kloster?«

»Mönche!«

»Welche?« fragte Suko. Wir begannen mit dem Mann über die beiden Särge hinweg eine Art Kreuzverhör.

»Es sind die Diener der Blutgöttin. Sie müssen aus aller Welt zusammengekommen sein, um sich hier zu finden.«

»Wie lange schon?«

»Über Jahre hinweg bereiteten sie alles vor. Es geht um Eli, die angeblich das ewige Leben schenkt, und es geht um das

geheimnisvolle Buch aus einem längst vergessenen Land.«

»Atlantis«, sagte ich.

Kostos Lakidis schaute mich erstaunt an. »Du bist informiert, Fremder«, erwiderte er leise.

»Ja, wir beschäftigen uns mit dem Thema. Also«, faßte ich zusammen.

»Die Blutgöttin Eli kann angeblich das ewige Leben schenken.« Ich deutete auf die Särge. »Kann sie auch Tote wieder zum Leben erwecken?«

»Wie meinst du?«

»Die beiden Särge stehen hier, als wären sie für eine Beerdigung oder einen Abtransport vorbereitet worden. Ist das der Grund?«

Kostos Lakidis warf lange Blicke auf die Toten. »In etwa hast du recht, Fremder. Sie sind für die Blutgöttin bestimmt. So grausam es sich anhört. Sie wollen gemeinsam in den Tod gehen. Sie sind erst seit drei Tagen verheiratet. Es ist allein ihr Opfer, um die anderen Menschen zu retten.«

Ich bekam das Gefühl, als hätte mir jemand den Boden unter den Füßen weggezogen. Was man mir da erzählt hatte, konnte man mit dem normalen Verstand nicht fassen. Da hatten zwei junge Menschen geheiratet, um drei Tage nach ihrer Hochzeit gemeinsam in den Tod zu gehen. Ich merkte, wie mir der Kragen zu eng wurde, auch Suko mußte schlucken.

»Sind die beiden tot?« fragte ich mit heiserer Stimme.

»Nein, sie schlafen nur. Es ist humaner für sie. Ich habe ihnen einen Trank gebraut, und ich werde auch dafür sorgen, daß sie das Kloster erreichen.«

»Und dann?«

»Werden sie sterben. Die Göttin braucht Blut. Sie hat unser Opfer angenommen. Hätten die beiden es nicht getan, wären wir alle unseres Lebens nicht mehr sicher gewesen. Dann wären ihre Diener

ausgeschwärmt und hätten alle Bewohner von Cluko getötet. So aber sind es nur zwei, und es sind vor allen Dingen junge Menschen, in deren Adern frisches Blut fließt. Eli hat sich mit ihnen zufrieden gegeben.«

»Und später?« fragte ich.

»Wie meinst du?«

»Ja, wenn sie aufgebraucht ist und neues Blut benötigt. Was passiert dann? Kannst du das sagen?«

»Nein.«

»Aber ich«, erwiderte ich mit harter Stimme. »Ich kann es dir genau sagen, verdammt. Die Blutgöttin wird weitere Opfer fordern. Sie wird sich niemals mit zweien zufrieden geben. Ihr werdet sie ihr geben müssen, wenn ihr euch einmal auf dieses grausame Spiel eingelassen habt.«

»Das... daran hab ich auch gedacht.«

Ich regte mich auf. »Und weshalb habt ihr euch dann nicht gegen sie gewehrt?«

»Es war nicht möglich, weil ihre Diener einfach zu stark waren. Das ist furchtbar, wirklich. Die Menschen aus dem Ort sind geflohen. Sie haben sich in den Höhlen der Berge versteckt und warten darauf, bis ich sie zurückhole. Ich habe gesehen, daß die ersten Diener der Blutgöttin gekommen sind. Sie zerstörten vieles, die Grausamen entehrten die alte Kirche, sie halten uns unter Kontrolle.«

»Einen haben wir erwischt«, erklärte Suko trocken.

Der Mann erschrak. »Ist er tot?«

»Ja, aber nicht durch unsere Schuld. Er hat sich selbst getötet. Totgeredet...«

»Dann kannte er das Buch.«

»Bestimmt.«

Kostas Lakidis schaute uns an. In seinen Augen sahen wir ein

seltsames Glänzen. »Wer?« so fragte er mit rauher, dennoch flüsternder Stimme.

»Wer seid ihr?«

Wir stellten uns vor. »Mehr nicht?«

»Doch, mein Lieber«, sagte ich. »Wir sind...«, ich lächelte ein wenig zu meinen Worten. »Geisterjäger. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, Dämonen zu jagen, unter anderem auch Wesen wie diese verdammte Blutgöttin. Begreifst du das?«

»Ja, ich habe verstanden. Aber ihr werdet an dieser Aufgabe verzweifeln, das sage ich euch.«

»Gut, schließen wir das ab und kommen zu den Tatsachen.« Ich hatte meinen Blick in den letzten Sekunden über den Sarg wandern lassen, in dem der junge Mann lag. Es war mir schon aufgefallen, daß er ungefähr meine Größe besaß, und auch die Kleidung würde mir passen. Deshalb war mir diese wahnsinnige Idee gekommen.

»Die Blutgöttin kennt die Person nicht, die ihr opfern wollt — oder?«

»Nein, sie...«

»Gut, dann können wir ja tauschen.«

Suko wußte schon, was ich da meinte, der Grieche begriff es nicht.

»Was soll ich darunter verstehen? Tauschen!«

»Ja, mein lieber Bürgermeister. Wir werden tauschen. Nicht dieser junge Mann wird im Sarg liegenbleiben, sondern ich...«

Kostos Lakidis ging einen Schritt zurück. Er wankte dabei, so daß wir Angst bekamen, er würde zu Boden stürzen. Im letzten Augenblick fing er sich, streckte den Arm aus und stützte sich an der Mauer ab. »Was wollen Sie da tun?«

»Ich lege mich in den Sarg. Vorausgesetzt, Sie lassen ihn offen. Gegen geschlossene Särgе bin ich allergisch, da habe ich so meine Erfahrungen gemacht.«

Lakidis schüttelte den Kopf. Das ging in seinen Schädel nicht hinein. Daß jemand den Vorschlag machte, freiwillig in den Tod zu gehen, denn seiner Ansicht nach gab es gegen Eli keine Chance. Wenigstens nicht für einen normalen Menschen.

Ich ahnte, welche Gedanken sich hinter seiner Stirn abspielten, gab aber keinen Kommentar.

Suko, der dicht neben mir stand, stieß mich an. »Und du hast dir das gut überlegt, John?«

»Sicher.«

»Das Risiko kennst du?«

»Auch. Aber wir können es mindern, wenn du ebenfalls versuchst, dich in das Kloster einzuschleichen. Den Wagen läßt du hier und folgst uns einfach so, daß man dich nicht sieht.«

Der Inspektor nickte. »Ist mal was anderes«, erwiderte er mit leiser Stimme, aus der unüberhörbar die Besorgnis hervorschwang, die ihn trotz allem überfallen hatte.

»Sie wird es merken!« stieß der Grieche plötzlich hervor. »Sie wird darauf nicht hereinfliegen...«

Ich hob die Hand. »Natürlich wird sie es irgendwann merken, aber ich muß in das Kloster hinein. Das ist für mich wichtig. Das Überschreiten der Pforte.«

»Das sehe ich ein.«

»Um nicht sofort aufzufallen, werden wir die Kleidung wechseln«, schlug ich vor. »Die Sachen des jungen Mannes werden mir sicherlich auch passen. Versuchen wir es.«

Kostas Lakidis schaute mit großen Augen zu, wie Suko und ich uns daranbegaben, den jungen Mann aus seiner makabren Schlafstätte zu holen. Als wir ihn anfaßten, stellten wir anhand der Körperwärme fest, daß er tatsächlich nicht tot war, sondern nur fest schlief. Der würde auch nicht erwachen, wenn wir ihn aus-und umzogen.

Ein Risiko blieb die junge Frau mit dem blassen Gesicht. Sie mußte

leider in meiner Nähe bleiben, wobei ich mir fest vornahm, sie niemals aus den Augen zu lassen.

Suko zog dem Mann die Hose aus, ich hatte mich inzwischen bis auf die Unterwäsche entkleidet, schlüpfte in die Hose und mußte feststellen, daß sie ziemlich eng saß und zu kurz war. Das würde bestimmt nicht auffallen, so hoffte ich.

Ich konnte sogar meine Waffen unter der Jacke verstauen, denn sie saß weit genug.

Suko schaute mich mit ernstem Gesicht an. Sein Nicken bewies mir, daß er mit mir zufrieden war. »Du machst dich gut als Hochzeiter«, kommentierte er.

»Danke.«

Lakidis schritt um mich herum. »Und jetzt willst du dich in den Sarg legen, Engländer?«

»Sicher.«

»Ich kann es noch nicht fassen.«

»Wie kommen wir zum Kloster?«

»Ein Wagen wird dafür sorgen. Er ist mit zwei kräftigen Maultieren bespannt, die können es schaffen und haben es schon geschafft, wie ich weiß. Aber da ist noch ein Problem.«

»Welches?«

»Ich müßte die Särge doch schließen.«

Suko lachte leise. Er kannte meine Aversion gegen verschlossene Totenkisten. Da hatte ich schon einen unbeschreiblichen Horror erlebt. Ich befand mich in der Zwickmühle. Sollte ich wegen meiner eigenen Angst und Unzulänglichkeit auf meinen Plan verzichten?

»Du mußt dich entscheiden«, sagte Suko. »Okay, ich mache es.«

»Mit einem geschlossenen Sarg?« fragte der Bürgermeister.

Ich hob einen Arm. »Fast, mein Lieber, fast. Sie werden den Deckel so auf das Unterteil legen, daß er nicht fugendicht schließt, und ich noch immer nach draußen schießen kann. Sie können ja auch den

Deckel des zweiten Sargs nicht verschließen, dann würde die Frau ersticken.«

»Das ist Eli wohl egal.«

»Nein, nein, machen Sie keinen Fehler.«

»Dann lasse ich ihn offen.«

Es war seine Entscheidung, ob er das Risiko eingehen wollte. Es war ein komisches Gefühl für mich, in die Totenkiste zu steigen. Ich hasse Säрге, vor allen Dingen dann, wenn sie mit meiner Person belegt sind. Kaum bekam ich mit der weichen Unterlage Kontakt, als sich eine Gänsehaut einstellte. In einem Sarg liegen und Menschen aus der Vogelperspektive zu betrachten, gehört nicht gerade zu meinem Vergnügen. Da kribbelt es jedes Mal in meinem Innern. Suko grinste mich an. »Wir schaffen dich jetzt raus, John.«

»Hebt euch nur keinen Bruch!«

»Keine Sorge.« Sekunden später wurde ich angehoben und lag leicht schaukelnd in der Totenkiste, die von den beiden Männern getragen wurde. Suko hatte das Kopfende hochgehoben. Ich verdrehte die Augen, schielte in sein Gesicht und sah das Grinsen auf seinen Lippen. Es war so etwas wie Galgenhumor.

Wir gingen nicht durch die normale Tür zur Treppe und zur Gasse hin, sondern nahmen den Hinterausgang, der uns in einen kleinen Hof führte, wo der Wagen bereitstand. Die Maultiere waren schon angespannt worden, aber noch mit den Zügelenden an den eisernen Ringen in der Hauswand befestigt.

So konnten sie nicht weglaufen. Auch als mein Sarg aufgeladen wurde, bewegten sie sich kaum.

Suko und Lakidis verschwanden. Sie holten den zweiten Sarg, den sie neben meinen stellten. Ich hatte mir vorgenommen, auf dem Rücken liegen zu bleiben. Noch stand die Sonne verdammt hoch. Ihre Strahlen würden die Haut in meinem Gesicht verbrennen, denn in den Bergen gab es kaum Schatten.

»Werden wir beobachtet?« fragte ich meinen Freund leise.

»Nicht daß ich wüßte.«

Kostos Lakidis kam herbei. Ich hörte seine Schritte in der dumpfen Stille knirschen. Er hatte die Zügel der Maultiere gelöst und kletterte auf den Kutschbock.

»Ich lasse dich nicht aus den Augen«, erklärte Suko, »auch wenn du mich nicht siehst.«

»Wie nett.«

»Können wir fahren?«

»Ja«, meldete ich mich.

Lakidis hob die Zügel an und ließ sie nach unten auf die Rücken der beiden Maultiere klatschen. Nur widerwillig zogen sie an. Ich hörte das Scharren der Hufe, die Räder drehten sich, mahlten auf dem holprigen Pflaster, und meine Fahrt zur Blutgöttin Eli hatte begonnen...

Meine Hoffnung war Suko, der mich nicht aus den Augen lassen wollte. Ich konnte mich auf meinen Partner verlassen, ebenso wie er sich auf mich.

Meine Gefühle zu beschreiben, fällt mir schwer, denn die äußeren Umstände überdeckten sie einfach.

Auch nach einer halben Stunde hatte ich mich noch nicht an die Reise gewöhnen können. Zu unterschiedlich war das Gelände. Mal ging es hoch, dann wieder den Berg hinab. Dann fuhren wir durch Rinnen, schließlich über Steine. Die Unebenheit des Bodens übertrug sich natürlich auf den Wagen und in der Folge auf die Totenkiste, in der ich meinen Platz gefunden hatte.

Ich war nur froh, daß man den Sarg ausgepolstert hatte. So lag ich wenigstens-nicht so hart, und ein Teil der Schläge konnten abgefangen werden. Manchmal schien mir die Sonne geradewegs ins Gesicht. Dann mußte ich die Augen schließen, wurde gerollt und kam

mir vor wie jemand, der schlafend durch und über ein Feld geschaukelt wurde. Die Federung des Wagens ächzte, sie quietschte und gab Geräusche von sich, die manchmal an das Schreien der Tiere erinnerte. Hin und wieder hörte ich das Schnauben der Maultiere und merkte auch, daß sie nicht so wollten, wie der Mann auf dem Bock. Er mußte auch die Peitsche zu Hilfe nehmen. Ich hörte sie klatschen, wenn er zuschlug. Danach ging es jeweils besser.

Die junge Frau, deren Namen ich nicht einmal wußte, rührte sich nicht. Der Trank mußte sehr stark gewesen sein, wenn er so lange vorhielt. Ich dachte auch darüber nach, ob ich Kostos Lakidis verurteilen mußte oder sollte. Sicher, er hatte nicht richtig gehandelt, aber er wollte Menschenleben retten, indem er zwei andere freigab. Für ihn vielleicht die sicherste Methode, für mich wäre sie nie in Frage gekommen, denn ich hätte mich immer gegen den Terror gestemmt.

Die Luft änderte sich nicht. Nach wie vor lag sie schwer wie Blei über den Bergen. Staub wallte hoch und hüllte den Wagen ein und blieb auf meinem schweißnassen Gesicht kleben. Wahrscheinlich sah ich schon aus wie ein Neger.

Nicht immer führte der Weg in einer geraden Linie weiter oder bergauf. Oft genug mußten wir in Kurven fahren, die machmal sehr eng waren, so daß die Außenseiten des Wagens an dem blanken Gestein entlangschleiften. Wir gerieten schließlich in ein Gebiet, wo die Sonnenstrahlen mich nicht mehr so direkt erreichten. Jedenfalls überwogen die Schatten, ich schwitzte zwar noch, bekam aber die Hitze nicht mehr so stark mit. Wir mußten uns in der Nähe hoher Felswände bewegen, und ich hörte, wie sich das Geräusch der trappelnden Maultierhufe veränderte, der Wagen langsamer wurde und schließlich anhielt.

Es gefiel mir nicht. Der Grieche riskierte da einiges.. Auf dem Kutschbock drehte er sich um und wollte mir eine Frage stellen. Ich

sah seinen Schatten auf mich fallen.

»Können Sie sich einen Stopp überhaupt erlauben?« fragte ich ihn.

»Ja, das geht schon. Wir stehen in ziemlich guter Deckung.«

»Wenn auch, ich bleibe trotzdem liegen.«

»Ist mir egal, ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir es bald geschafft haben.«

»Wie lange noch?«

»Kann ich nicht genau ermessen, aber wir nähern uns bereits dem Felsengebiet, in dem das Kloster liegt. Es ist in das Gestein hineingehauen worden, verstehen Sie?«

»Ja. Haben Sie Mönche gesehen?«

»Nein.«

»Dann war der, den wir erwischt haben, vielleicht der einzige?«

»Kann sein.«

»Gut, fahren Sie weiter.«

Er wollte noch nicht. »Ihren Freund habe ich auch nicht gesehen. Vielleicht ist er in Cluko geblieben.«

Ich lachte leise. »Das glaube ich nicht. Auf meinen Partner kann ich mich verlassen. Er bewegt sich wie ein Indianer durch das Gelände, wenn Sie verstehen.«

»Ja, schon.«

»Fahren Sie weiter.« Ich wollte in das Kloster. Jede Minute, die ich länger in dem offenen Sarg verbrachte, kostete mich Nerven. Da war es schon besser, wenn ich dem Gegner gegenüberstand und ihm direkt ins Auge schaute.

Eli mußte brandgefährlich sein. Um sie zu vernichten, würde ich mich an Arkonadas Totenbuch halten, aus dessen Schrift sie die Kraft schöpfte. Alles andere zählte nicht.

Ich dachte an verschiedene Klöster, die ich kennengelernt hatte. Das in Schottland, wo mein alter Freund Father Ignatius lebte, war ein Refugium der Weißen Magie. Ich hatte aber vor Jahren schon

eines in den Pyrenäen kennengelernt, in dem die Horror-Reiter auftauchten und ihren Terror verbreiteten.

Möglicherweise hatte das Kloster damals mit dem Ähnlichkeit, das ich nun besuchen würde.

Ein gutes Gefühl verspürte ich nicht. Der Magen hatte sich verklumpt, und ich spürte in meiner Kehle einen trockenen Kloß, der nicht weichen wollte.

Still blieb ich nie liegen. Hin und wieder bewegte ich meine Zehen, um den Kreislauf nicht einschlafen zu lassen. Ich hörte das Rattern der großen Räder, spürte das Schaukeln, schmeckte Staub auf den Lippen, und merkte auch, daß der Schweiß auf dem Gesicht allmählich kälter und klebriger wurde.

Es war wieder das große Risiko. Hatte ich mir zuviel vorgenommen? Blieb ich am Leben? Mit Gewißheit konnte ich die Frage nicht beantworten.

Gern hätte ich mir die nähere Umgebung angeschaut. Es war leider nicht möglich, denn ich durfte es auf keinen Fall riskieren und meinen Kopf aus dem Sarg strecken. Falls man uns vom Kloster her beobachtete, wäre jede meiner Bewegungen wahrgenommen worden. So blieb ich still liegen und ignorierte auch so manchen Juckreiz.

Bis der Mann wieder stoppte und ich seine Stimme vernahm. »Wir sind da!« Er hatte gerade so laut gesprochen, daß ich es verstehen konnte. Eine Antwort bekam er natürlich nicht.

Es wurde still. Allmählich senkte sich auch der hochgewirbelte Staub dem Boden entgegen und bedeckte mich abermals mit seiner leichten Puderschicht. Ich schmeckte ihn auf den Lippen, spürte ihn in der Kehle und wartete auf das Geräusch eines sich öffnenden Tores. Das erklang auch.

Zunächst ein Knarren. Durch Mark und Bein fuhr es mir, als sich die Scharniere bewegten. Das Klopfen meines Herzens echote im Gehirn. Ich hielt den Mund geschlossen, atmete nur durch die Nase

und hörte den Griechen mit heiserer Stimme etwas fragen, das ich nicht verstand. Jemand antwortete im gleichen Tonfall.

Auch sehr scharf oder heiser. Dann ruckte der Wagen wieder an, kaum daß Lakidis mit seiner Peitsche geknallt hatte. Durch das offene Tor rollten wir in den Hof des Klosters, in dem es ein wenig kühler war, weil hohe Mauern es schützten. Die beiden Maultiere trotteten weiter. Sie wurden nach rechts gelenkt und gerieten mitsamt dem Wagen in den Schatten.

Noch einmal öffnete ich die Augen spaltbreit. Über mir erkannte ich ein dunkles Rechteck. Es mußte von einem Dach oder etwas Ähnlichem stammen.

Schritte drangen an meine Ohren. Mehrere Personen traten an den Wagen heran. Befehle wurden gerufen, Hände griffen zu und faßten nach den beiden Särgen.

Zuerst schleifte der mit der jungen Frau über die Ladefläche und wurde herabgehievt.

Ich wartete gespannt, bis ich an der Reihe war. Hoffentlich ließ man mich noch so lange am Leben, bis ich der Blutgöttin Eli gegenüberstand. Alles andere war mir dann egal.

Die Träger kamen zurück. Ich hörte ihre Schritte, die murmelnden Stimmen, verstand jedoch kein Wort und geriet in Bewegung, als der Sarg über die Ladefläche gezogen wurde.

Wenig später schon schaukelte ich, als der Sarg von zwei Leuten getragen wurde.

Und sie schafften mich weg.

Es kostete mich Überwindung, die Augen geschlossen zu halten. Ich hoffte, daß sie mich nicht untersuchten und meine Waffen fanden. Sie mußten einfach Vertrauen haben, sonst war ich verloren. In der Nase kitzelte der Staub. Er reizte zum Niesen. Nur mühsam und unter Beherrschung meines gesamten Willens hielt ich mich zurück, um nicht laut loszuprusten.

Es ging mir besser, als es kühler wurde. Für mich ein Beweis, daß wir die Innenräume des Klosters betreten hatten und ich wie ein Toter hinter den dicken Mauern verschwunden war. Eingekerkert kam ich mir schon jetzt vor, denn ich vernahm das harte Klappen einer Tür.

Obwohl ich auch weiterhin die Augen geschlossen hielt, merkte ich doch etwas vom tanzenden Schein der Fackeln, der durch die Gänge geistern mußte. Es war ein Flackern vor meinem Gesicht, das ich nicht direkt sah, aber gefühlsmäßig wahrnahm.

Wir schritten durch den Gang, vom Licht der Fackeln begleitet und flankiert.

Wie gern hätte ich jetzt die Augen geöffnet und einen Blick in das Klosterinnere geworfen.

Ich riskierte es nicht.

Zu groß war die Gefahr der Entdeckung.

Wir gingen weiter. Die Schritte meiner Träger hallten. Echos fielen von den kahlen Wänden. Aus dem Hintergrund hörte ich einen dumpf klingenden Gesang. Möglicherweise hatten sich dort andere Mönche versammelt und ehrten die Blutgöttin.

Ich hatte vergessen, mich auf die Träger und meine Umgebung zu konzentrieren, so daß ich von dem plötzlichen Stopp der Träger überrascht wurde. Standen wir am Ziel?

Plötzlich schaukelte der Sarg so verdächtig weit, daß ich Angst davor bekam, er würde kippen. Es fiel mir noch schwerer, liegen zu bleiben und mich nicht zu bewegen. So wurde ich in der engen Totenkiste von einer Seite auf die andere geschleudert. Mein Körper versteifte sich dabei.

Im nächsten Augenblick ging die Reise abwärts.

Ich hatte nicht mitbekommen, daß der Sarg irgendwo aufgehängt worden war. Jedenfalls mußte er über meinem Kopf befestigt worden sein, so daß ich mir wie in einem von der Decke hängenden

Korb vorkam. Wahrscheinlich ließ man mich an einem Flaschenzug nach unten in die Tiefe. Spaltbreit hielt ich die Augen offen. Um mich herum war es dunkel, aber nicht völlig finster, denn ich sah rechts und links über mir die Schatten eines in die Tiefe führenden Schachts, der mich geschluckt hatte. Tiefer schaukelte ich mit dem Sarg und hoffte, den Grund unverletzt zu erreichen.

Endlich bekam der Sarg mit dem Boden Kontakt. Er ruckte noch einmal, dann stand er still. Neben mir klatschte etwas zu Boden, das mußten die Seile gewesen sein. Erkennen konnte ich sie nicht, weil es zu finster war. Aber ich hielt die Augen weit geöffnet und starrte in die Höhe. Am Ende des Schachts malte sich schwach das Viereck der Öffnung ab. Dort hockten auch die Gestalten, die sich leicht vorgebeugt hatten und in die Tiefe schauten.

Plötzlich hörte ich den Schrei. Aus zahlreichen Kehlen ausgestoßen, aber immer nur einen Namen rufend.

»Eliiii...«

Der Schrei hallte durch den Schacht. Er brandete in meinen Ohren, trieb mir Angst-und Gänsehautschauer über den Rücken, bevor sich die Luke schloß und mich die Finsternis wie die Dunkelheit eines tiefen Grabs umschloß...

Suko hatte kein gutes Gefühl, als er seinen Freund John Sinclair auf dem Wagen und innerhalb des offenen Sargs liegen und wegfahren sah. Ob der Plan tatsächlich so gut war, wie sie es sich gedacht hatten, würde sich erst viel später herausstellen. Vielleicht nach Stunden, wenn sich beide im Kloster befanden.

Suko wollte dem Gefährt folgen. Zu Fuß, nicht gerade eine Erholung, wie er zugab, aber er konnte nichts anderes machen, wenn er unentdeckt bleiben wollte.

Bevor er sich daran begab, wollte er zurück zum Wagen und andere Schuhe überstreifen. Die festen Turnschuh würden ihm allein durch

die raue Sohle einen besseren Halt auf dem steinigen Boden geben. Suko eilte durch die Gasse. Über sich sah er den Ausschnitt des Himmels, der gar nicht mehr so sonnig und blau wirkte, sondern schon mehr eine graue Farbe zeigte.

Es dauerte nicht lange, da hatte er den Friedhof erreicht und damit auch den Geländewagen.

Dessen Hecktür öffnete er und sah den Toten noch so liegen, wie er ihn abgelegt hatte. Suko griff nach seinen Turnschuhen. Im Wagen zog er sie an, knotete die Bänder fest und hatte plötzlich das Gefühl, auf einem schwammigen Boden zu sitzen, denn irgend etwas stimmte mit dem Wagen nicht.

Suko sprang nach draußen. Er brauchte sich nicht tief zu bücken, um zu erkennen, daß alle vier Reifen platt waren.

Suko wußte Bescheid. Dieser eine Kerl, der tot im Wagen lag, war nicht der einzige gewesen, der sich in dieser ausgestorben wirkenden Ortschaft aufgehalten hatte. Da mußte es zumindest noch einen zweiten geben, den weder er noch föhn Sinclair gesehen hatten. Auf einmal fühlte sich Suko gar nicht mehr gut. Seine Haut auf dem Rücken spannte sich. In der Ferne hörte er das letzte Rollen der Wagenräder, bevor auch dies verklang.

Jetzt hätte er dem Gefährt eigentlich folgen müssen, aber er traute sich nicht, sondern blieb in der Nähe des Wagens, so daß dieser ihm den Rücken deckte.

Die Blicke des Chinesen glitten über die Vorderfront der Kirche, sie tasteten die Fassaden der Häuser ab, die vom Sonnenlicht betupft wurden, und er schaute auch in die Einmündungen der kleinen Gassen oder Straßen, ob sich dort vielleicht etwas tat und er eine Bewegung erkannte.

Nichts geschah.

Die Stille blieb. Kein Schritt unterbrach sie, nicht das Kläffen eines Hundes oder das Miauen einer Katze. Suko hörte nur seinen eigenen

flachen Atem über die Lippen fließen.

Sollte er sich trotzdem an die Verfolgung machen? Den Weg wußte er nicht, er mußte sich schon nach dem Wagen orientieren, aber er würde unter Umständen auch den Spuren folgen können, die die Räder auf dem staubigen Boden hinterließen.

Wie er es drehte und wendete, alles hatte seine Vor- und Nachteile. Suko fragte sich auch, weshalb sich der zweite Typ im Ort versteckt hielt. Möglicherweise besaß er noch Verbündete. Schlupflöcher gab es in Cluko genug.

Und so huschte der Chinese weiter. Er hatte sich entschlossen, seinem ursprünglichen Plan zu folgen. Der Wagen war in einer Gasse verschwunden, die genau in die Richtung wies, in der sich auch das Kloster befand. Auch diese Gasse wurde von den alten Fassaden der Steinhäuser gesäumt. Kaum eine war hier verputzt oder gekalkt worden. Die flachen Bruchsteine klebten förmlich aufeinander. Suko beeilte sich. An einer offenen Tür kam er vorbei und erkannte, daß es sich dabei um den Eingang einer Bar oder kleinen Kneipe handelte. Der Geruch von Ouzo, vermischt mit Pfefferminz und Kühle strömte aus der offenen Tür hervor und wehte in Sukos Gesicht. Er hätte gern einen Schluck getrunken, das ließ die Zeit nicht zu, auch wenn seine Kehle noch so trocken war.

Die Gasse mündete auf einem kleinen Platz, wo er einen trockenen Brunnen sah. Wie leergefegt wirkte alles, dennoch wurde der Inspektor das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden.

Es war eine Warnung, die ihn aus dem Unterbewußtsein erreichte, und er hütete sich, seine Schritte zu schnell zu setzen. Fast stolzierend bewegte er sich voran.

Sein Augenmerk war auf die Fassaden der Häuser gerichtet. Die Lippen bildeten einen Strich. Er fühlte die Spannung in sich und hatte Mühe, sich locker zu geben.

Irgend etwas lag in der Luft, es würde bald etwas geschehen, das in

eine gefährliche Überraschung mündete.

Deshalb gab der Inspektor so acht.

Manchmal wehte der Wind aus irgendeiner Ecke, der auch Staub mitbrachte. Die Wolken quollen dem Chinesen entgegen, er duckte sich unter und zwischen ihnen hindurch, bevor er weiterging, den Platz betrat und den Brunnen anvisierte. Der war sechseckig angelegt worden und bestand aus einem hellen Stein. Ihn umgab ein breiter Rand, und wie zum Hohn schaukelte ein leerer Eimer über dem Gestell. Suko hatte sich dem Brunnen auf etwa vier Schritte genähert, als es geschah.

Plötzlich erschien die Gestalt. Sie tauchte aus der Tiefe des Schachts nach oben, trug wieder die dunkle Kapuze, unter der bleich das Gesicht schimmerte, und Suko erkannte sehr deutlich auf beiden Wangen die dicken, roten Striche.

Elis Zeichen...

Ihr Diener war es, der seinen Oberkörper Stück für Stück aus dem Brunnen hinausschob. Suko war nicht mehr weiter gelaufen. Er wunderte sich darüber, daß dieser Mensch sich so frei zeigte. Das war er nicht gewohnt. Normalerweise arbeiteten Dämonendiener heimtückischer und auch rücksichtsloser.

Weshalb hier nicht?

Vielleicht lag es an der Hitze, daß Sukos inneres Warnsystem nicht so exakt funktionierte. Jedenfalls schob sich der andere weiter aus dem Brunnen hervor, und erst als er fast in seiner gesamten Körpergröße zu sehen war, stellte Suko fest, daß etwas nicht stimmte. Es war vielleicht die arrogant wirkende Reaktion des Brunnenkletterers, die Suko aufmerksam werden ließ.

Er fuhr herum.

Das Knochenmesser flog bereits auf ihn zu. Dahinter sah er die zweite Gestalt, die es geschleudert hatte, wie einen nach vorn gebeugten Schatten, und Suko, der sich zur Seite werfen wollte,

schaffte es nicht mehr.

Das schmale, aber höllisch scharfe Messer erwischte ihn in der linken Schulter, allerdings mehr der Brust zu, wo es zudem noch tief eindrang. Auch ein Kämpfer wie Suko zeigte sich geschockt. Er blieb zwar auf den Beinen, spürte auch noch keinen Schmerz, brauchte aber Sekunden, um sich wieder zu fangen.

Und da war der Brunnenkletterer schon heran.

Suko hörte ihn, reagierte genau richtig, indem er zu einem gewaltigen Rundschlag ansetzte und die Gestalt mit seinem nicht verletzten rechten Arm traf.

Sie flog zurück bis an die Brunnenmauer.

Suko aber tauchte zur Seite. Er wußte nicht, wie viele Feinde ihm gegenüberstanden, jedenfalls wollte er es auf eine Hetzjagd durch die Gassen dieser kleinen Stadt nicht ankommen lassen, wick dem Messerwerfer aus und lief auf das nächste Haus zu, dessen Tür einladend weit offenstand. Suko sprang in einen kühleren Flur, drehte sich herum und knallte die Tür hinter sich zu.

Ruhe, Stille — dann der Schmerz! Heiß, betäubend, durch die Schulter, den Arm und auch einen Teil der Brust fließend, so daß der Inspektor das Gefühl hatte, sein Herz würde sich zusammenziehen. Er atmete laut und keuchend. Durch zwei Fenster sickerte Licht. Suko lief zu einem hin, drehte den Kopf nach links und sah erst jetzt, daß dieses Knochenmesser verdammt tief im Fleisch steckte. Da gab es nur eins. Es mußte raus!

Der Chinese war ein harter Typ, gestählt in zahlreichen Kämpfen und Schlachten. Doch die Aufgabe, die vor ihm lag und so einfach aussah, trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Wenn das Messer kleine Widerhaken besaß, konnte er sich leicht das innere Muskelfleisch aufreißen und die Wunde noch vergrößern.

Daran mußte er denken, als er das Ende der bleichen und makabren Waffe mit zwei Fingern unklammert hielt. Er preßte hart die Lippen

zusammen, gab sich innerlich einen Stoß und zog mit einem harten Ruck an der schmalen Knochenklinge.

Er riß sie aus dem Fleisch hervor, schleuderte sie weg und schaute dem Blut zu, das aus der Wunde pulste und seine Kleidung näßte, so daß Suko sich gezwungen sah, die Wunde mit Hilfe seines Taschentuchs stramm abzubinden.

Er setzte sich dabei auf den Boden unter das Fenster. Das Tuch hatte er hervorgeholt, und es gelang ihm auch, es um den oberen Arm zu schlingen. Mit den Zähnen hielt er ein Ende fest, um einen möglichst strammen Knoten zu binden. Das war geschafft. Einige Male atmete er tief durch. Seine Wunde schmerzte und hämmerte, als würden in ihr 1000 kleine Teufel toben. Suko hoffte, daß dieses Knochenmesser keimfrei gewesen war. Wenn nicht, hätte er sich möglicherweise noch eine Blutvergiftung zugezogen.

Der Schmerz ließ nicht nach, er zog sich hinunter bis in die Hand, und nur um die zentrale Wunde herum breitete sich eine gewisse Taubheit aus. Suko probierte aus, ob er den Arm bewegen konnte. Das gelang ihm, auch die Finger gehorchten ihm, obwohl jedes Zusammenzucken einen stechenden Schmerz hinterließ. Er saß so, daß er, drehte er den Kopf nach rechts, die Tür im Auge behalten konnte. Die Verletzung machte ihm zu schaffen. Ihn hatte es in der letzten Zeit des öfteren erwischt. Auch Kamikaze, der Killer Akim Saramans, hatte ihn schon mit einem Messer traktiert. Doch Suko vertraute auf sein Heilfleisch, das wie zähes Leder war, und er vertraute in diesem Fall auf seine geladene Beretta, die er gezogen hatte und in der rechten Hand hielt.

Wenn sie kamen, würde er schießen.

Noch tat sich nichts. Suko lauschte. Dabei mußte er sich anstrengen, um seinen eigenen Atem unter Kontrolle zu halten. Aber Suko war ein Mensch, der nicht aufgab und eine besondere Erziehung hinter sich hatte, die einem Europäer normalerweise nicht zuteil wird.

Zwei Gegner hatte er zu Gesicht bekommen. Ob oder wie viele noch im Hintergrund lauerten, wußte er nicht zu sagen, es konnten fünf sein, aber auch zehn oder zwanzig.

Er wartete. Im Sitzen fühlte er sich am wohlsten. Da konnte er sich sogar ein wenig entspannen, und er stellte auch fest, daß der Schweiß auf seiner Stirn getrocknet war.

Das Haus war ruhig und lebte trotzdem. Irgendwo knackte es eigentlich immer. Ob es nun die Bohlen des hölzernen Fußbodens waren, oder die knarrende Bewegung eines Fensterladens. Irgend etwas befand sich immer in Bewegung.

Suko saß in einer relativ großen Diele. Man konnte sie schon fast als eine Halle bezeichnen, die besser zu einem kleinen Palast gehört hätte. Eine Treppe mit breiten Stufen führte in die oberen Etagen, die Suko auch noch inspizieren wollte, wenn er sich etwas besser fühlte.

Noch kam er sich vor wie ein in die Enge getriebenes Tier, das sich wehren mußte, wenn die Feinde kamen. Und sie waren da!

Plötzlich wurde die Tür aufgestoßen. Von außen hatte jemand dagegen getreten.

Mit der nach innen schwingenden Tür drang ein wahnsinnig klingender Schrei durch den Flur.

»Eliiii!«

Der Diener rief seine Göttin, bevor er den Arm hob, um das Knochenmesser zu schleudern.

In das Echo des Schreis mischte sich der peitschende Klang der Beretta. Suko hatte gefeuert. Er mußte sich einfach wehren, und das geweihte Silbergeschoß war schneller als die Knochenwaffe des Gegners. Sie traf voll.

Der Kapuzenmann röchelte, lief noch zwei Schritte nach vorn, bevor er sich nicht mehr halten konnte, in die Knie brach und nach vorn aufs Gesicht fiel.

Die Tür wollte wieder zuschwingen, wurde aber von der im Wege

liegenden Gestalt gestoppt. So blieb sie offen und gestattete dem Inspektor einen Blick nach draußen auf die Straße, die wie leergefegt wirkte. Keiner der Typen ließ sich blicken.

Der Getroffene rührte sich nicht mehr. Die Macht des geweihten Silbers allein hatte ihm nichts getan, es war einfach die Kugel gewesen, und Suko ging nun endgültig davon aus, es bei diesen Männern mit normalen Menschen zu tun zu haben und nicht mit dämonischen Dienern, auch wenn sie es schafften, sich auf eine schreckliche Art und Weise selbst in den Tod zu sprechen.

Suko schüttelte sich, als er daran dachte. Es mußte furchtbar sein, diese Gabe zu besitzen. Einfach als Mensch zu wissen, sich selbst ins Jenseits reden zu können. Grauenhaft...

Der Inspektor wollte die Tür auf keinen Fall offen lassen. Er gab sich selbst Schwung, stemmte sich auf die Füße und näherte sich der Tür und damit auch der Gestalt, die er aus dem Weg ziehen mußte, um den Eingang schließen zu können.

Auf dem Weg dorthin bewegte er den linken Arm und stellte fest, daß er ihn anwinkeln konnte, obwohl es schmerzte. Tief atmete er ein, um sich zu entspannen.

Den Göttinnen-Diener schob er nach draußen, ließ ihn dort liegen und schloß die Tür.

Angegriffen wurde er nicht. Er sah auch keinen mehr, selbst der Brunnen war wieder leer.

Für einen Moment stemmte sich Suko mit dem Rücken gegen die offene Tür. Er brauchte diese kurze Pause einfach, um ein wenig Erholung zu tanken. Schon bald ging es ihm besser, als er feststellte, daß er seine Reaktionen wieder unter Kontrolle hatte. Zurück in die kleine Halle ging er, nahm aber nicht mehr seinen Platz unter dem Fenster ein, sondern schaute vorsichtig von einer Scheibenecke aus nach draußen.

Dort bewegte und tat sich nichts.

Wenn die Gegner noch in der Nähe lauerten, hatten sie es tatsächlich geschafft und sich so gut versteckt, daß sie nicht mehr entdeckt werden konnten.

Sukos Blick fiel auf die Treppe. Sie führte in die oberen Etagen, vielleicht in Schlaf-oder Arbeitsräume. Suko nahm die breiten Stufen in Angriff. Nur seine Schritte hörte er. Ansonsten hatte sich die Ruhe über das Innere des Hauses ausgebreitet. Als er den ersten Stock erreichte, blieb er stehen, weil er sich wunderte, denn er hatte so eine Einrichtung nicht erwartet.

Wieder stand er in einem großen Raum, der einer Bibliothek glich. Ein Schreibtisch interessierte ihn besonders. Suko ging näher, sah eine abgedeckte Schreibmaschine und daneben Papier, auf dessen obersten Blatt bereits eine dünne Staubschicht lag.

Die Person, die hier wohnte oder gewohnt hatte, mußte schriftstellerisch tätig sein und hatte das Haus wohl so umbauen lassen, daß aus drei Räumen einer entstanden war.

Durch die Fenster fiel Sonnenlicht, es malte Streifen auf den Boden. Suko schaute nach draußen. Diesmal fiel sein Blick nicht auf den Brunnen. Dafür in einen schmalen Hof und auf die Rückseite eines weiteren Hauses.

Er sah auch eine breite Liege, die als Bett diente. Suko schaute auf seinen Verband und beschloß, ihn zu erneuern. Mit dem Taschenmesser schnitt er aus einem Bettlaken genügend lange Streifen, die er sich um die Schulter wickelte.

Die blutbefleckten Lappen ließ er auf den Boden fallen. Wie ging es jetzt weiter? Sollte er sich ein Versteck suchen und so lange warten, bis sie ihn gefunden hatten?

Nein, das war auch nicht das Richtige. Er mußte aus dem Haus entkommen. Das konnte er schaffen. Nicht durch die normale Tür, die hielten seine Gegner unter Kontrolle. Es sei denn, er schoß sich den Weg nach draußen frei.

Das allerdings würde er nur als letzte Möglichkeit ansehen, denn er vergaß nie, daß eres mit Menschen zu tun hatte, nicht mit dämonischen Geschöpfen.

Der zweite Verband saß so gut und stramm, daß sich Suko wieder mehr zutraute. Er hob den Arm, ließ ihn fallen, hob ihn wieder und ließ ihn kreisen.

Sein Nicken zeigte an, daß er einigermaßen zufrieden mit dem war, was er spürte. Zwar einen ziehenden Schmerz, der sich allerdings in Grenzen hielt. Außerdem besaß Suko die Gabe, so etwas zu ignorieren. Und das war wichtig, denn für seinen Plan brauchte er beide Arme.

Er hatte gesehen, daß die Häuser ziemlich dicht beieinander standen, die meisten sogar Wand an Wand. Es konnte ihm also gelingen, vom Dach dieses Gebäudes aus auf ein anderes zu springen und von dort aus auf das nächste. Auf diese Art und Weise hoffte Suko, entwischen zu können, denn er dachte an seinen Freund John Sinclair, dem er versprochen hatte, ihn nicht im Stich zu lassen. Trotz seiner Verletzung würde John es bestimmt schwerer haben als er.

Suko hatte eine zweite Tür entdeckt, die ihn in einen kleineren Raum führte. Er diente als Schlafkammer. Mehr war es auch nicht. Die Luft war stickig, auf dem schmalen Bett lagen mehrere aufgeschlagene Bücher, deren Titel Suko nicht interessierten.

Er sah abermals eine Tür und gelangte in einen schmalen Gang, an dessen Ende er vor einer Mauer stehenblieb, in die Höhe schaute und genau das entdeckte, wonach er gesucht hatte.

Wie in fast allen Häusern existierte auch in diesem eine Luke, die hinauf zum Dachboden führte. Wenn er einmal dort war, brauchte er nur ein Fenster öffnen oder einige Dachpfannen abheben, um sich den Weg in die Freiheit zu bahnen.

Trotz der nicht sehr guten Lichtverhältnisse konnte Suko den

Metallgriff erkennen, der sich als gebogener Halbkreis abzeichnete und vom Flur aus nur durch einen Sprung zu erreichen war.

Der Chinese stieß sich ab. Es gab im Augenblick für ihn keine andere Möglichkeit.

Suko schaffte es beim ersten Versuch, auch wenn durch seinen linken, nicht hochgeschleuderten Arm ein beinahe wütender Schmerz zuckte. Die Finger der Rechten umklammerten den Griff, Suko hing förmlich daran, so daß sein Körper pendelte und er mit den Fußspitzen über den Boden schwebte, bis die Luke aus ihrer Halterung gezogen wurde und nach unten schwang.

Gleichzeitig löste sich eine zuvor zusammengeschobene Holzleiter und rutschte in die Tiefe.

Suko fing sie auf. Bevor er sie gegen den Boden stemmte, schaute er sich um.

Noch war von irgendwelchen Verfolgern nichts zu sehen. Suko hoffte, sie genarrt zu haben und begann damit, die schmale Sprossenleiter hochzuklettern.

Er hatte erwartet, die Dunkelheit dicht und tintig auf dem sehr niedrigen Dachboden vorzufinden. Das war nicht der Fall, denn aus verschiedenen Lichtquellen wurde der Dachboden mit Helligkeit überschwemmt. Das Licht drang nicht durch Fenster, die waren überhaupt nicht eingebaut worden, sondern aus den klaffenden Löchern innerhalb der leichten Dachschrägen, wo die Pfannen herausgerissen worden waren und Suko nur noch Sparren und Holzbalken sah.

Da hatte ihm jemand die Arbeit abgenommen.

Vielleicht auch das Wetter und der Wind. In einer Ortschaft wie Cluko war eben vieles auffällig geworden, und niemand besaß das Geld, um die Häuser zu renovieren.

Suko schlich auf den Speicher. Stehen konnte er nicht. Der Inspektor mußte sich schon sehr ducken, wenn er nicht mit dem Kopf

über die Balken schaben wollte oder auf die Knie gehen und weiterrutschen. Er befand sich nicht allein auf dem Speicher. Zwar sah er keine Menschen, dafür hörte er das typische Trippeln kleiner Schritte, das entsteht, wenn Ratten über den Boden huschen. Die Tiere selbst sah er nicht. Es gab hier oben auch zu viele Winkel und Verstecke.

Suko suchte sich das größte Loch im Dach aus. Es war nicht symmetrisch angelegt, sondern sah kantig und abstrakt aus, mit vorstehenden Pfannen und Dachsparren, an denen sich der Kletterer die Haut oder die Kleidung einreißen konnte.

Das größte Loch suchte sich Suko aus. Er brauchte sich nur normal hinstellen und konnte bequem hinausschauen. Das tat er auch. Sein Blick fiel über das Dach, das er leer erwartet hatte. Und ein Schreck durchfuhr ihn, denn die Gestalt in der Kutte hatte auf ihn gelauert. Sie sprang vor.

Suko wollte den Kopf einziehen und hätte es auch geschafft, wenn nicht ein zweiter oder sogar ein dritter hinter ihm gelauert und zugeschlagen hätte.

Diesmal nahm er nicht sein helles Knochenmesser, sondern einen anderen Gegenstand. Und der traf Sukos Schädeldecke. Nicht einmal das Pfeifen hatte er wahrgenommen. Dafür sah er den Blitz mit geschlossenen Augen, der sich in zahlreiche Sterne auflöste und dafür Sorge trug, daß Suko leicht ins Schwimmen geriet, jedenfalls kam er sich so vor, als seine Knie weich wurden, er nach hinten sackte, sich nicht mehr halten konnte und auf den Dachboden stürzte. Aber er wurde nicht bewußtlos. Suko war unheimlich hart im Nehmen. Zwar hatte er das Gefühl, überhaupt nicht mehr denken zu können, doch er handelte reflexartig und rollte sich zur Seite, damit der nachspringende Götzendiener ihn nicht erwischen konnte.

Der Inspektor war auch schnell genug. Die Füße seines Gegners berührten neben ihm den Boden, und der Mann warf sich sofort nach

vorn, um Sukos Kehle zu umklammern.

Von einem Fuß des Chinesen wurde er erwischt und nach hinten geschleudert. Für wenige Sekunden bekam Suko Luft. Er sah noch immer nicht richtig klar. Die Schmerzwellen tobten sich nicht mehr allein in seinem linken Arm und der Schulter aus, auch durch den Kopf rollten sie wie ein gewaltiges Gewitter.

Er hatte seine Schwierigkeiten, zudem spielte der verletzte Arm nicht mehr mit. Durch den Druck war die Wunde wieder aufgeplatzt, begann zu bluten und näßte den Verband.

Trotzdem gab der Chineser nicht auf.

Er rollte sich nach vorn und schaffte es auch, auf die Knie zu kommen. In diese Haltung blieb er zunächst, hielt den Mund weit geöffnet und atmete keuchend die stickige Luft.

Um sein Leben zu retten, wollte er schießen. Seine Hand befand sich auf dem Weg zur Beretta. Diese Bewegung kam ihm nicht nur langsam vor, sie war es auch, denn ein weiterer Gegner erwischte Suko. Dieser warf sich von hinten auf ihn, und nahm auch keine Rücksicht auf die Verletzung des Chinesen.

Selbst Suko konnte einen Schrei nicht unterdrücken und sich auch nicht halten. Die Wucht des Angriffs trieb ihn nach hinten. Er fiel zu Boden, blieb auf dem Rücken liegen, hielt die Augen weit offen und sah sich von drei Gestalten mit blutbeschmierten Gesichtern umringt, die ihre langen, spitzen Knochendolche in den Klauen hielten, so daß die Waffen auf Sukos Körper wiesen.

Der Inspektor rührte sich nicht. Eine falsche Bewegung seinerseits konnte ihm den Tod bringen.

Er war es eigentlich gewöhnt, sich zu verteidigen. Als er sich so liegen sah, kam er sich jedoch verdammt einsam und hilflos vor. In seinem linken Arm wühlte der Schmerz ebenso wie in seinem Kopf. Sie standen da, sprachen nicht, starrten ihn an und sahen auch seinen blutdurchtränkten Verband.

Durch die roten Streifen auf den Wangen wirkten ihre Gesichter verzerrt. Wie die Frontseiten hagerer, mit einer dünnen Haut bespannter Totenschädel, über die der Kapuzenstoff flatterte. So lauerten sie. Kein Wort sprachen sie. Nur die Oberkörper hielten sie gebeugt, als wollten sie jeden Augenblick nach vorn fallen und die Knochenmesser in Sukos Körper stoßen.

Damit mußte der Chinese auch rechnen, aber sie taten noch nichts. Sie gehörten zu denen, die jeden Mord zu einem Ritual hochstilisierten und auch damit begannen.

»Eli«, sagte der erste dumpf.

Der zweite wiederholte den Namen der Blutgöttin. Allerdings mit schon lauterer Stimme.

»Eli!« Jetzt schrie der dritte den Namen, und es war ein gewaltiger Ruf, der durch die Lücken im Dach hallte und in den noch sonnenüberfluteten Himmel stieg.

Sie wollten Eli, sie wollten ihr dienen, und sie wollten in ihrem Namen morden.

Ihre Körper begannen zu zucken. Es war ein bestimmter Rhythmus, der sich auch auf ihre Bewegungen übertrug und dafür sorgte, daß sie ihre Oberkörper vorbeugten, die Messer dabei in die gefährliche Nähe des liegenden Inspektors gerieten, so daß Suko jeden Augenblick damit rechnete, von ihnen erwischt zu werden.

Das geschah nicht.

Er spürte nur den Luftzug, der ihn umschmeichelte und von den wehenden Kutten verursacht wurde.

Selbstverständlich suchte Suko seine Chance. Auf keinen Fall sollte dieser alte Dachboden des einsamen Hauses auf der Insel Kreta zu seinem Grab werden. Er hatte zahlreiche Abenteuer überstanden, war oft chancenlos gewesen und hatte es immer wieder geschafft, aus den schier unlösbaren Situationen herauszukommen.

Doch jetzt?

Er konzentrierte sich allein auf die drei Diener, die nicht mehr ruhig blieben und in einer Sprache redeten, die sie bestimmt durch das Studium des Totenbuchs gelernt hatten.

Sie hörte sich dumpf an, auch irgendwie hart, und Suko vernahm grausame Töne. Keine hellen Laute, nichts, was auf eine Freude hingedeutet hätte, nur nach Tod und Grauen klingend, denn dieses Ende hatten die drei für den Chinesen vorgesehen.

Noch blieb er liegen.

Er würde irgendwann versuchen, mit einem Sprung oder einer Aktion den Kreis zu sprengen, noch sah er keine Chance, deshalb blieb er liegen und stellte auch fest, daß der wütende Schmerz in seinem Kopf ein wenig abnahm.

Dafür blieb der im linken Arm. Der Aufprall hatte der Wunde wahrlich nicht gut getan. Suko hatte das Gefühl, als könnte er ihn vorerst nicht mehr einsetzen.

Die Kuttenträger wurden wilder in ihren Bewegungen. Die Messer glitten immer schneller auf den liegenden Chinesen zu, und es sah so aus, als würden sie ihn jeden Augenblick berühren oder die Kehle von einer Seite zur anderen aufschlitzen.

Manchmal wischten sie wie ein Pendel über und an seinem Gesicht vorbei. Schmal wie ein Bleistift, dafür nicht so eben, aber an ihrem Ende noch spitzer.

Hektischer und wilder wurden ihre Gesänge. Immer wieder hörte Suko das Wort Eli, und er glaubte auch, Arkonadas Namen aus den Gesängen hervorzuhören. Daß sich dieses Ritual dem Finale näherte, war Suko längst klargeworden. Deshalb durfte er kaum noch zögern, er mußte sich etwas einfallen lassen, besonders deshalb, weil sich die Messer noch tiefer seiner Brust und dem Gesicht näherten.

Sie hatten ihn schon berührt. Zum Glück an der Kleidung, so daß diese feine Schnitte zeigte.

Suko dachte an seinen Stab. Ihn mußte er bekommen, das Wort

Topar rufen, um anschließend innerhalb von fünf Sekunden, die ihm dann noch blieben, so agieren, daß er die drei ausschaltete, weil sie sich durch die Stab-Magie nicht mehr bewegen konnten.

Er nahm es sich vor und führte es nicht mehr aus, weil ihn ein andere Ereignisse überraschten.

Es begann mit einem Krachen.

Im ersten Augenblick hatte Suko das Gefühl, die Welt um ihn herum würde zusammenstürzen und auf seinen Kopf fallen. Dabei war es nur ein Teil des Dachs, das sich gelöst hatte und auf den Speicher gefallen war. Zusammen mit Sparren, Pfannen und Holzteilen war alles nach unten gekracht, so daß große Staubwolken in die Höhe wirbelten, die aber den Ankömmling nicht verdeckten. Suko traute seinen Augen nicht, als er die Person erkannte, die geduckt und mit gezogenem Schwert auf dem Speicher stand.

Es war der Eiserne Engel!

Ich lag in einem Sarg!

Wieder einmal, hätte ich sagen können, aber diesmal war es anders. Kein Deckel hinderte mich daran, die Totenkiste zu verlassen, und dennoch wurde ich das Sarggefühl nicht los, denn die mich umgebende Dunkelheit bewirkte diesen Effekt.

Ich stieg aus der Totenkiste.

Dabei ging ich vorsichtig zu Werke. Wer da vor mir in der Finsternis lauerte, wußte ich nicht. Jedenfalls bewegte ich mich möglichst lautlos, da ich auf keinen Fall frühzeitig gehört werden wollte. Durch vorsichtiges Tasten erkundete ich meine nächste Umgebung und stellte fest, daß der zweite Sarg mit der jungen Frau darin auf der linken Seite stand. Die Finsternis war total und erdrückend. Und die Luft konnte man kaum als solche bezeichnen. Sie war verbraucht, roch nach Erde, Steinen. Man hatte mich nicht ohne Grund in diese Kaverne geschafft. Irgend etwas war in der

Tiefe für mich vorbereitet worden, wobei ich nicht wußte, was.

Wahrscheinlich endete der Schacht an einer Stelle, die man als Opferplatz bezeichnen konnte. Ich kannte mich in diesen Dingen ein wenig aus und wußte, daß es immer Orte und Stellen gab, wo die Opfer auf ihr Ende warteten. Die andere Seite machte sie durch diese schrecklichen Vorbereitungen gefügig, sie sorgte dafür, daß das Gefühl der Angst stündlich stärker wurde und die bedauernswerten Menschen irgendwann soweit waren, daß sie den Tod als Erlösung empfanden. Dazu wollte ich es nicht kommen lassen!

Schon oft hatte ich mich als Gefangener gefühlt, aber es war mir immer wieder gelungen, auf die eine oder andere Art und Weise freizukommen. Auch jetzt gab ich die Hoffnung nicht auf, wenn ich auch an die junge Frau dachte, die für mich ein großes Hindernis darstellte. Wurde ich angegriffen, mußte ich nicht allein mein Leben schützen, auch das ihre. Hoffentlich gelang mir das!

Ich stand jetzt neben dem Sarg. Wie viele Minuten seit meiner Ankunft in der Tiefe vergangen waren, konnte ich nicht sagen. Nur das Zifferblatt meiner Uhr leuchtete leicht grünlich. Jedenfalls hatten wir den frühen Abend schon erreicht.

Meine Augen hatten sich zwar an die Verhältnisse gewöhnt, trotzdem konnte ich nichts erkennen. Die Dunkelheit war einfach zu dicht. Da gab es rein gar nichts, das sie erhellte.

Diese Tatsache drückte auch auf meine Psyche!

Aber ich besaß Licht. Zwar nur die kleine, mittlerweile berühmt gewordene Bleistiftleuchte, die in jede Hosentasche paßte, doch ihr heller dünner Finger hatte mir schon so manches Mal hervorragende Dienste erwiesen.

Ich holte sie hervor.

Der Streifen Helligkeit war tatsächlich nur so breit wie der Finger eines Erwachsenen, und er fuhr wie ein helles Messer durch die

tintige Finsternis.

Ich hatte die Lampe schräg gehalten, so daß der Strahl auf den Sarg fiel, in dem ich gelegen hatte.

Sofort ließ ich ihn weiterwandern. Er erfaßte den zweiten Sarg, indem die Frau mit dem blassen Gesicht lag. Auch im schmalen Schein der Lampe hatten ihre Züge keine Farbe bekommen.

Sie blieben so bleich, so eingefallen, und selbst die Lippen sahen blaß aus. Ich beugte mich über sie und fühlte nach ihrem Pulsschlag. Sehr schwach war er nur zu spüren. Der Trank mußte stark gewesen sein, sie würde bestimmt noch einige Stunden »schlafen«. Das war in einer Hinsicht sogar gut. Wenn sie erwachte, drehte sie unter Umständen noch durch, was für mich sehr hinderlich geworden wäre. So ließ ich sie im Sarg liegen, hob den Arm und riskierte es einfach, den schmalen Strahl tiefer in die Finsternis zu stechen, bis er von ihr aufgesaugt wurde.

Ein Ziel traf er nicht, er verschwand einfach in der Schwärze. Ich drehte mich und leuchtete dorthin, wo wir hergekommen waren. Zunächst einmal sah ich die Seile. Sie lagen vor meinen Füßen wie zusammengeringelte und verdorrte Schlangen. Auch das Ende des Schachts war nicht zu erkennen, obwohl ich den Strahl in die Höhe stechen ließ. Er verlor sich in der Finsternis.

Der Vergleich mit dem großen Grab oder Sarg wurde immer treffender. Ich dachte an das Okastra-Abenteuer, das mich nach Spanien geführt hatte. Auch dort war ich in einem Berg eingeschlossen worden, der mit einer starken Magie gefüllt war.

Damals hatte ich die weißen Monsterspinnen entdeckt, hier sah ich nichts. Wenn irgendwelche Gegner auf mich lauerten, hielten sie sich in der drückenden Finsternis verborgen.

Wie ging es weiter?

Auf diese Frage wußte ich keine Antwort. Ich war mir sicher, daß man mich nicht für alle Ewigkeiten in Ruhe lassen würde. Irgend

etwas mußte geschehen, denn die Blutgöttin würde nicht gern warten. Wenn ich stand, war die Stille perfekt. Nicht einmal das Trappeln irgendwelcher Ratten oder Mäuse war zu hören.

Bis zu dem Augenblick, als sie durch einen dumpfen Singsang unterbrochen wurde.

Er war nicht deutlich zu vernehmen, ich konnte auch keinerlei Unterschiede ausmachen, aber er war vorhanden und hörte sich so an, als würden die Sänger hinter einer Mauer stehen, die den größten Teil des Schalls schluckte. Ich konzentrierte mich auf die Richtung des Gesangs. Er wehte mir aus dem Hintergrund der mächtigen Kaverne entgegen, die irgendwo jenseits meines Standorts lag. Zwar verstand ich keine Worte, konnte auch keine Melodie heraushören, für mich war dieser Singsang dennoch irgendwie verständlich, da er meiner Ansicht nach zu einem dämonischen Ritual gehörte, das den großen Opfertod einleiten sollte.

Ich ging einige Schritte tiefer in das mir unbekannte Dunkel hinein, passierte dabei den zweiten Sarg, löschte auch die Lampe und gab mich nur meinem Lauschen hin.

Männerstimmen sangen.

Sie klangen ruhig, dumpf, irgendwie grollend und auch auf gewisse Art und Weise unheimlich.

Manchmal zu vergleichen mit einem fernen magischen Donner, der durch die Finsternis rollt.

Mein Inneres stand unter einer gewissen Spannung. Ich hielt sogar die Augen leicht verengt und stand vorgebeugt auf der Stelle. Ohne Routine war ich nicht, was einen dämonischen Gesang anbetraf. Anhand der Steigerung war zu hören, wann ungefähr das Finale eingeläutet wurde. Und dann konnte ich mich wahrscheinlich auf das Erscheinen der gefährlichen Blutgöttin gefaßt machen.

Noch hielt sich Eli zurück.

Ich wollte einen weiteren Schritt vorgehen, als es geschah. Aus

dem Unsichtbaren kam die Attacke, ich schrie fast erschreckt auf, als die Fland sich wie eine Klammer um meine rechte Wade legte...

Suko wußte nicht, wo und wieso der Eiserne Engel so plötzlich erschienen war. Jedenfalls stand er auf diesem Speicher in seiner geduckten Haltung, hatte sein Schwert gezogen und würde dafür sorgen, daß sich Suko aus dieser Lage befreien konnte.

Die anderen hatten ihn ebenfalls entdeckt.

Ihr Tanz erstarrte urplötzlich. Die aufgewirbelten Staubwolken schwebten noch wie geisterhafte Nebelschleier um sie herum.

Sie waren sich ihrer Sache sicher gewesen, nun mußten sie sich einem neuen Gegner stellen, der zudem bewaffnet war und nicht den Eindruck machte, als würde er mit sich spaßen lassen.

Kompromisse gab es für den Eisernen Engel nicht. Er hatte seine Depressionsphase überwunden, denn ihm war damals, in Hemators tödlicher Welt, eine seiner stärksten Waffen, das magische Pendel, genommen worden. Nun konnte er sich nur noch auf sein Schwert verlassen.

Er sprach die drei Kuttenträger an, die sich gedreht hatten und ihre Knochendolche auf ihn richteten. »Aus dem Weg!«

Es war nicht sicher, ob sie die Worte überhaupt verstanden hatten, der Sinn allerdings mußte ihnen klargeworden sein, wenn sie auf die Schärfe des Tonfalls geachtet hatten. Sie gaben nicht auf. Diese Menschen, die unter einem dämonischen Einfluß standen, waren zu kämpfen gewohnt. Dafür sorgte allein ihre Verbindung zu Eli, der Blutgöttin.

Und sie griffen an.

Suko, der sich aufgesetzt hatte, um den Verlauf der Auseinandersetzung besser folgen zu können, brauchte um den Eisernen keine Angst zu haben. Diese mächtige Gestalt mit den beiden Flügeln auf dem Rücken, kam aus der Vergangenheit, wo er

sein Volk der Vogelmenschen in die große Schlacht um Atlantis geführt und dort seine Erfahrungen und Fähigkeiten gesammelt hatte, die er mit hinüber in die anderen Zeiten genommen hatte.

Er hob sein Schwert.

Glatt und sicher war die Bewegung, und er war dabei trotzdem schneller als die drei dämonischen Diener. Dann schlug er zu. Suko sah die Klinge nicht blitzen, denn sie war nicht glatt oder poliert. Das Schwert zeigte die stumpfe Farbe von Gußeisen, aber es besaß eine wilde unheimliche Kraft und wurde von der Hand eines wahren Meisters geführt.

Auf Suko machten die drei dämonischen Diener den Eindruck, als würden sie fliegen. Ihre Kutten flatterten, die Gestalten taumelten, ihre Bewegungen glichen denen von halb zerstörten Marionetten, und fast gemeinsam sanken sie zu Boden.

Getroffen von einer mörderischen Klinge, aber nicht getötet, denn der Eiserne gehörte zu denen, die das Leben schonten, wann immer es möglich war. Auch in der Stunde einer großen Gefahr wie dieser hier. Er hatte sein Schwert gedreht, mit der flachen Seite der Klinge zugeschlagen und damit eine größere Kunst bewiesen, als irgendein Kämpfer, der allein darauf aus war, seine Gegner zu vernichten. Einer wollte sich noch erheben. Der Eiserne sah es nicht, weil er lächelnd auf Suko einen Schritt zutrat. Und der Kuttenträger hielt sein Knochenmesser in der Fland. Er hatte den rechten Arm erhoben, wollte es schleudern, und da erwischte es ihn.

Nicht der Eiserne Engel griff ein, es war ein blitzender und goldener Reflex, der durch die Luft fuhr und ihn voll traf. Ein Schwert mit goldener Klinge!

Diesmal kannte die Klinge kein Pardon. Sie fuhr durch die Brust des heimtückischen Killers und tötete ihn. Der Mann kippte ebenso nach hinten, wie der rechte Arm mit dem Messer sich zu Boden senkte und die Spitze des Knochens in die Bohlen fuhr, wo sie

steckenblieb, dann von dem weiter fallenden Körper berührt wurde, so daß die Waffe letztendlich in zwei Teile zerbrach.

Geschleudert hatte die Klinge eine Person, die sich im Haus befunden hatte, den gleichen Weg gekommen war wie Suko und nun geduckt den Speicher betrat.

Es war eine Frau!

Sie trug einen grünlich schillernden Hosenanzug, der sehr weit und pumpig geschnitten war. Das lackschwarze Haar fiel locker auf die Schultern. Ein goldener Reif bändigte es über der Stirn, so daß es nicht in die Augen fiel.

Auf den Lippen der Frau lag ein leichtes Lächeln, als sie Suko zunickte, an ihm vorbeiging und die Waffe mit der goldenen Klinge wieder an sich nahm, um das Schwert in der an einem Gürtel hängenden Scheide verschwinden zu lassen.

Erst jetzt fand Suko seine Sprache zurück. »Träume ich?« fragte er, »oder stimmt das wirklich alles?«

»Du träumst nicht«, erklärte der Eiserne Engel.

Suko hatte sich hingesetzt. Erst jetzt, wo Streß und innere Spannung ein wenig nachließen, spürte er wieder die Schmerzen und hatte das Gefühl, als wäre sein Arm mit einer Säure gefüllt, die alles verätzte. »Wo kommt ihr denn her, und was wollt ihr hier eigentlich?«

»Wir suchen Eli!«

»Ich auch!« erwidert Suko auf Karas Erklärung.

»Wobei du dich ein wenig übernommen hast, oder?«

»Fast«, gab Suko zu. »In der Tat, wäret ihr nicht gekommen, hätte ich schlimm ausgesehen. So aber kann ich mich noch halten.« Er stand ächzend auf und wollte sich auch nicht helfen lassen. Gebückt blieb er vor den beiden Freunden stehen.

»Habe ich mich eigentlich schon bedankt?« fragte er.

»Nicht nötig«, wehrten beide ab. »Einmal bist du an der Reihe, dann wir. Es wechselt sich ab.«

»Trotzdem — danke.«

Der Eiserne deutet auf die bewußtlosen Götzendiener. »Sollen wir warten, bis sie aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachen?«

Suko war dagegen. »Sie könnten uns nicht viel sagen.«

»Wieso?« fragte Kara.

»Weil ich sie nicht verstehe.«

»Vielleicht wir. Welche Sprache reden sie denn?«

»Wenn sie unter sich sind, sprechen sie griechisch. Ansonsten, wenn es um ihre Rituale geht, benutzen sie Worte, die eigentlich nur in Arkonadas Totenbuch vorkommen...«

Der Eiserne reagierte sofort. »Diese Sprache kenne ich. Ich habe sie selbst schon nachgesprochen, aber ich weiß nicht, wo sich das Buch befindet. Arkonada ist vernichtet, ihn können wir nicht fragen, denn wer unterhält sich schon mit Schattenfragmenten.«

Suko hob seinen gesunden Arm. »Aber ich weiß, wer über das Buch und dessen Versteck informiert ist.«

»Eli?« fragte Kara.

»Genau.«

Die beiden schauten sich gegenseitig an. Sie nickten auch synchron.

»Deshalb die Veränderung bei den Steinen«, flüsterte der Eiserne.

»Jetzt wird mir einiges klar. Eli scheint das Erbe Arkonadas übernommen zu haben, und deshalb gelingt es ihr auch, die Flammenden Steine zu manipulieren. Wir müssen etwas tun.«

Der Meinung waren alle. Suko brannten Fragen auf den Nägeln. Er stellte sie zunächst einmal zurück und erkundigte sich nach etwas anderem. »Sagt mal, fehlt da nicht einer?«

Kara lachte. »Du meinst Myxin? Der steht als Wachtposten vor dem Haus.«

»Das war gut. Und wie habt ihr die Spur gefunden?«

»Durch reine Magie. Die Steine haben uns praktisch den Weg zu diesem Ziel gewiesen. Wir stellten uns zwischen sie auf, spürten die

Ströme der Blutgöttin, konnten ihnen folgen und landeten nun hier in diesem verlassenen Ort.«

»Wo wir fast richtig sind.«

»Wie meinst du das?«

»Ich erkläre es euch gleich. Tut mir einen Gefallen und laßt uns von hier verschwinden. Zudem glaube ich, daß ich einen neuen Verband brauche. Es ist dann der dritte. Diese verdammten Knochenmesser darf man nicht unterschätzen.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Suko wollte sich weder von Kara noch von dessen Begleiter helfen oder stützen lassen. Er ging die Leiter allein nach unten und versuchte anschließend, den linken Arm zu bewegen, was ihm trotz der Schmerzen gut gelang. Er hatte Glück im Unglück gehabt, denn Sehnen oder Muskeln waren nicht verletzt worden.

Kara sorgte für einen neuen Verband. Wieder mußte Bettwäsche herhalten. Während sie Suko verarztete, berichtete er, was ihm und John Sinclair widerfahren war und welche Spur sie in die schroffe und unwirtliche Bergwelt der Insel Kreta geführt hatte. Ein weiterer Zuhörer gesellte sich zu ihnen. Es war Myxin, der kleine Magier. Suko begrüßte ihn mit einem Lächeln und hörte, wie Myxin sagte: »Dann müßten wir in das Kloster.«

»So ist es.«

»Stehst du mit John in irgendeiner Verbindung?« erkundigte sich die Schöne aus dem Totenreich und schaute den Inspektor aus ihren dunklen Augen zwingend an.

»Nein, leider nicht. Wir haben keine Walkie-talkies mitgenommen. Ich kann nur hoffen, daß der Bluff noch nicht aufgefallen ist und John es schafft, Eli zu besiegen.«

»Das wird sehr schwer werden«, behauptete Myxin. »Du kennst sie noch von damals, aus den alten Tagen?«

Myxin nickte. »Leider!« Vor seinen nächsten Worten lächelte er.

»Sie hatte schon damals keinen guten Ruf, wenn man bei Dämonen überhaupt von einem Ruf sprechen kann. Kurzum, sie gehört zu den gefährlichsten schwarzmagischen Wesen, die der alte Kontinent je hervorgebracht hat, denn sie beherrschten die alten Sprachen und Dialekte, die in den Grüften und Schlünden der Unterwelt des alten Kontinents geboren wurden.«

»Hast du diese Sprache nicht auch gelernt?« erkundigte sich Suko.

»Nein, ich nicht. Unsere Gebiete waren zu verschieden. Ich hatte mit der Unterwelt von Atlantis nichts zu tun.«

»Ist sie denn zerstört worden?«

Suko hatte seine Frage an Myxin gerichtet, der jedoch blieb eine Antwort schuldig. Er blickte erst Kara, dann den Eisernen an, doch er erntete von ihnen nur ein Achselzucken. Sie wußten auch nicht genau Bescheid, ob vielleicht beim Untergang irgend etwas abgespalten worden war und sich in die Gegenwart hinüber gerettet hatte.

»Zumindest Eli«, sagte Kara. »Denn sie hatte, soviel ich weiß, ihre Wohnstatt tatsächlich in den finstersten Schlünden.«

»Eli, Arkonada, das Totenbuch.«

Suko zählte die drei wichtigen Dinge auf. »Was davon können wir streichen?«

»Arkonada!«

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, ob wir ihn so einfach aus dem Spiel herauslassen können.«

»Er ist vernichtet worden«, widersprach der Eiserne. »Erinnere dich an den Planeten der Magier...«

»Schon, er wurde in seine Schattenteile zerrissen, aber das ist mir nicht genug. Wer sagt mir denn, daß es Eli nicht gelungen sein kann, dieses Schatten-Puzzle wieder zusammenzusetzen?«

Myxin meldete sich. »Da könnte Suko recht haben«, sagte er. »Auch ich bin der Ansicht, daß wir diesen Gedanken nicht aus dem

Hinterkopf verlieren sollten. Zumindest hat die Blutgöttin Arkonadas Kräfte übernommen. Hätte sie sonst die flaming stones manipulieren können?«

Niemand widersprach, und Suko versuchte sich wieder mit einigen Freiübungen. Er war es gewohnt, Schmerzen zu ertragen, deshalb biß er die Zähne zusammen, und nichts in seinem Gesicht deutete daraufhin, welches Brennen seinen verletzten Arm durchzuckte.

»Wir sollten gehen«, schlug er vor. »Der Weg zum Kloster wird einige Zeit in Anspruch nehmen.«

»Gehen?« lächelte der Eiserne. »Das kommt nicht in Frage. Wir werden eine Reise unternehmen. Du, Suko, zusammen mit mir. Kara und Myxin auf dem Wege der Teleportation.«

Dagegen hatte der Inspektor nichts einzuwenden!

Ich stand so steif, als wäre ich festgefroren und spürte den Druck der Hand an meiner Wade. Ich konzentrierte mich sogar auf ihn und stellte fest, daß es sich dabei um keine Klaue handelte, sondern um eine normale Hand. Deshalb verflüchtigte sich mein erster Schrecken auch sehr schnell.

Wer mich da angefaßt hatte, war leicht zu erraten, ich wollte nur noch die Gewißheit gaben, drehte mich um und leuchtete schräg in die Tiefe, wo ich die junge Griechin sah, die aus ihrer Lethargie erwacht war und sich hingesetzt hatte.

Als der dünne Lichtfinger ihr Gesicht traf, kniff sie die Augen zusammen, weil sie geblendet wurde.

Sie öffnete den Mund, wahrscheinlich wollte sie schreien, das konnte ich nicht riskieren, deshalb war ich sofort bei ihr, kniete mich neben den Sarg und drückte meine Hand auf ihren Mund, so daß der Ruf schon im Ansatz gestoppt wurde.

Meine Hand verdeckte fast die Hälfte ihres Gesichts. Über meinen Daumen sah ich einen Teil ihres Nasenbeins und die großen,

erschreckten Augen so wie die blasse, mit feinen Schweißperlen bedeckte Stirn.

»Ruhig«, flüsterte ich. »Nur ruhig.« Es war dumm, daß sie meine Sprache nicht verstand. Ich konnte auch kein Griechisch, deshalb versuchte ich es mit Latein. »Silencium!«

Dieses Wort wurde bestimmt international verstanden. Behutsam löste ich meine Handfläche von ihren Lippen. Scharf atmete sie ein und preßte beide Hände in Herzhöhe auf die Brust. Sie sprach mich an. Es klang wie eine Frage. Wahrscheinlich wollte sie wissen, wo wir uns befanden. Leider konnte ich ihr keine Antwort geben, sie hätte mich ja nicht verstanden.

Dann redete sie weiter. Sie sagte nur ein Wort, das ich allerdings genau hörte.

»Eli?«

Ich nickte zweimal.

Erschrecken breitete sich in ihren Augen aus. Das Mädchen oder die junge Frau mußte eine schreckliche Angst vor der Blutgöttin haben, wenn sie so ragierte. Allein das Aussprechen des Namens Eli verbreitete Furcht und Panik, und sie konnte sich auch vorstellen, was mit ihr geschah, denn durch die Körpersprache versuchte sie es, mir deutlich zu machen.

Sie hockte noch immer in der verdamnten Totenkiste. Im schmalen Licht meiner Lampe sah ich ihre Bewegungen, die sie ruckartig vollführte, die Hand streckte und mit der Schmalseite an ihrer Kehle entlangfuhr. Die internationale Geste des Tötens.

Die junge Frau glaubte also, von Eli umgebracht zu werden. Mit dieser Annahme hatte sie gar nicht mal so unrecht. Die Blutgöttin würde weder sie noch mich am Leben lassen.

Noch hielt sie sich zurück.

Irgendwo in der tiefen Finsternis mußte sie ihr Versteck haben und auf den Zeitpunkt warten, um zuschlagen zu können.

Abermals veränderte sich ihr Gesichtsausdruck. Er zeigte die Qualen an, die sie innerlich empfand. Sie hob auch den Arm, wies in die Höhe, und ich wußte genau, was sie mit dieser Geste andeuten wollte. Von dort oben waren wir gekommen, da befand sich der Ausgang, aber es würde uns nicht gelingen, den gleichen Weg wieder zurück zu nehmen. Ich hob die Schultern.

Sie verstand, nickte und verließ endlich den Sarg. Dabei fiel ihr Blick auf den zweiten, den leeren. Für einen Moment blieb sie stehen, rührte sich nicht, dachte nach, sprach einige flüsternde Worte, schaute mich an, und ihr Blick glitt dabei besonders über meine fremde Kleidung, die ihr aber bekannt vorkommen mußte, denn sie gehörte schließlich ihrem Ehemann.

Gern hätte ich ihr alles mit Worten erklärt. Da sie mich nicht verstand, mußte ich mich auf Zeichen beschränken.

Ich deutete auf den zweiten Sarg, danach auf mich und wieder auf den Sarg.

Staunend verfolgte sie meine Bewegungen, bis sie heftig nickte. Ein Zeichen, daß sie verstanden hatte.

Ich war froh.

Wir standen jetzt nebeneinander. Die Frau war ziemlich klein, ich konnte auf ihren sorgfältig gekämmten Scheitel schauen und auch in das blasse Gesicht, in dem sich die großen Augen plötzlich mit Tränen füllten. Einen Moment später ließ sie sich gegen mich fallen, auch in den Arm nehmen und begann zu weinen.

Es war gut.

Manchmal reinigte der Strom der Tränen auch den Schrecken oder den Druck der Seele.

Ich schaute über sie hinweg in die tiefe Dunkelheit hinein, die auch weiterhin so tintig blieb und von keinem Lichtstrahl erhellt wurde. Wenn die Blutgöttin irgendwo im Hintergrund lauerte, mußte sie sich gut versteckt halten und auch Zeit haben, da sie einen direkten

Angriff immer weiter hinausschob. Die würde nicht ewig währen. Mir fiel auf, daß ich keinen Gesang mehr hörte. Nur das Weinen der jungen Frau war zu vernehmen. Schluchzende und seufzende Geräusche in einer ansonsten drückenden Stille.

Als tröstende Geste strich ich über das dunkle Haar und fühlte die Weichheit der einzelnen Strähnen. Vielleicht hätte ich auch tröstende Worte sagen sollen, um sie durch den Klang meiner Stimme wieder zu beruhigen.

In den letzten beiden Minuten hatte ich mich sehr stark auf die junge Frau konzentriert. Das allerdings änderte sich schlagartig, als ich im Hintergrund der Höhle plötzlich eine Bewegung sah. Die Dunkelheit blieb, nur wurde sie durch einen flackernden Schein regelrecht gespalten oder zerrissen.

Es waren Flammen!

Feuer kann Dämonen vernichten, es kann ihnen aber auch Kraft geben, je nach dem, wie sie es einsetzen. Im Fall der Blutgöttin ging ich davon aus, daß die Flammen nicht vernichten wollten, sondern mithalfen, dieses finstere Dämonenwesen aufzubauen.

Die Flammen brannten zuckend. Sie besaßen eine völlig normale, rotgelbe Farbe, aber sie wirkten trotz ihrer Bewegungen irgendwie eingengt und geformt, als hätten sie die Ausmaße eines Trichters angenommen, der an seinem Ende die breiteste Stelle zeigte. Der Vergleich mit einem Strauß kam mir ebenfalls in den Sinn, und ich sah dieses Feuer, so normal es auch wirkte, nicht als natürlich an. Sein Erscheinen mußte eine magische Ursache haben, die mit dem Hervortreten der Blutgöttin in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.

So jedenfalls sah ich es.

Mein weiblicher Schützling, für den ich die Verantwortung trug, hatte ebenfalls bemerkt, daß sich in der Dunkelheit etwas tat. Zwar standen wir beide noch im Finstern, aber der Widerschein des

Feuers zog bereits seine zuckende Kreise.

Die Griechin löste sich von mir, drehte sich um, sah die Flammen und trat mit einem leisen Laut des Erschreckens auf den Lippen einen schnellen Schritt zurück.

Dabei hob sie den Kopf. Ängstlich blickte sie in mein Gesicht. Nur mit einer zögernden Bewegung hob sie den rechten Arm und streckte ihn ebenso aus wie ihren Zeigefinger, dessen Nagelspitze auf den Rammentrichter deutete.

»Eli... Eli...« Rauh und stockend kam der Name der Blutgöttin über ihre Lippen.

Ich gab ihr keine Antwort, da ich ihre Bemerkung weder bestätigen noch ablehnen konnte. Uns beiden blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten, denn es mußte einfach weitergehen.

Die Flammen würden nicht für alle Zeiten brennen, ohne daß etwas geschah. Und es passierte!

Aus der Finsternis unter dem Feuer schob sich etwas in die Höhe. Zuerst konnte ich es nicht genau identifizieren, bis weitere Sekunden verstrichen waren und ich den Gegenstand genau erfaßte. Es waren zwei Hände!

Im ersten Augenblick erinnerte ich mich an die Pranken des Großen Alten Hemator, das allerdings konnte ich mir abschminken. Diese Hände hier waren anders, ganz anders.

Erstens nicht so groß, auch nicht steinig und starr, sondern menschlich, allerdings, das mußte ich bei näherem Betrachten zugeben, doch gewaltiger als eine normale Hand, da sie es schafften, die Ausmaße der Flammen genau einzufangen.

Jetzt sah es so aus, als würden die Flammen genau zwischen den gekrümmten Handflächen brennen oder aus den beiden Gelenken hervorflackern.

Mich faszinierte dieses Schauspiel enorm, die Griechin neben mir machte es ängstlich. Sie fragte mich nicht, aber ich spürte ihre Finger

an meiner Hüfte, als wollte sie dort den nötigen Schutz suchen. War das alles?

Ich sah keinen Körper, nur die Hände, die der rötliche Widerschein in eine entsprechende Farbe tauchte, bis zu dem Moment, wo die Hände sich veränderten.

Jetzt nahmen sie eine andere Farbe an. Wahrscheinlich war es die ursprüngliche.

Eine gewisse Faszination konnte ich nicht wegleugnen, als ich sah, wie sie sich veränderten. Sie wurden erst dunkel, dann heller und strahlten plötzlich in einem kalten Blau, das in der farblichen Skala vielleicht einen Ton über der einer normalen Jeanshose lag.

Gewaltig.

Ich atmete tief ein und versuchte, die Entfernung zu schätzen, die uns von dem Feuer trennte.

In der Dunkelheit war es einfach zu schwer, deshalb ließ ich weitere Bemühungen sein.

Aber der magische Vorgang war noch nicht beendet. Auf einmal veränderte sich der Feuerkelch. Aus der Tiefe schoß etwas hervor, erreichte die Spitze, so daß dort eine lange, leckende Flammenzunge entstand, die an Breite und Höhe zunahm, so daß sie mehr Details aus der weiteren Umgebung hervorriß.

Vorhin hatte ich sie nur singen hören, jetzt sah ich sie. Es waren die Mönche, die Diener der Blutgöttin, und sie standen hinter dem Feuerzeichen wie eine Wand.

Schaurig sah es aus, als ich die Reihe der Mönche sah. Sie trugen auch jetzt noch ihre Kutten, hatten die Kapuzen übergestreift, so daß nur noch die Gesichter zu sehen waren, die von der Glut des Feuers berührt wurden, so daß sie wirkten, als würden sie allmählich anfangen zu brennen. Die Mönche im Hintergrund rührten sich nicht. Doch innerhalb des zuckenden Flammenscheins wirkten sie so, als würden sie sich bewegen, nicken, sich anstoßen, die Gesichter

verziehen und sich durch die Bewegungen gegenseitig Mut machen.

Bisher hatte ich mich durch den Tanz der Flammen optisch täuschen lassen.

Nun änderte sich dies, denn die dort stehenden und wachenden Dämonendiener bewegten sich tatsächlich. Als hätten sie ein nur für sie hörbares Kommando bekommen, drückten sie die Köpfe in den Nacken und schauten in die Höhe.

Gab es dort etwas Interessantes zu sehen? Vielleicht auch für mich? Auch ich folgte ihrem Blick, konnte aber noch nichts erkennen, bis die Flamme noch schmaler wurde, aufstieg und die Dunkelheit aufhellte. In dieser unnatürlichen Helle erschien etwas, das mich an einen bestimmten Vorgang erinnerte, wobei ich nicht genau wußte, an welchen. Ich mußte noch warten und fühlte meine innere Spannung wie ein Fieber, das sich noch steigerte.

Über den Flammenspitzen begann ein Tanz, der mehr einem Zucken von irgendwelchen Gegenständen glich, die ich nicht einordnen konnte, weil, sie sich schnell bewegten und laufend ihre Position veränderten. Wie Schatten...

Nein, nicht nur wie Schatten, das waren Schatten, die aus der Höhlentiefe erschienen sein mußten, möglicherweise angelockt durch das Feuer, und jetzt umtanzten sie es.

Sie zeigten einen lautlosen, zuckenden Wirbel und benahmen sich so, als würden sie einfach dazugehören, um diesen magischen Vorgang die Krone aufsetzen zu können. Ein für mich faszinierender Anblick, für meine Begleiterin ebenfalls, denn sie schaute aus weit geöffneten Augen dem Feuer-und Schattentanz entgegen, der meiner Ansicht nach allein durch die Magie der Blutgöttin gelenkt wurde.

Hände - Feuer - Schatten!

Was würde noch alles hinzukommen, denn ich glaubte nicht daran, daß dies schon der Höhepunkt sein sollte. Irgend etwas fühlte ich noch. Ich achtete sehr auf mein Gefühl, das mich auch diesmal nicht

im Stich ließ, denn der Schattentanz wurde noch hektischer, und über den zuckenden, schwarzen Teilen erschien das, von dem ich bisher nur gehört, es aber nie zuvor gesehen hatte.

Ein schwarzes Buch.

Arkonadas Totenbuch!

Es war ein Bild wie auf der Bühne, und ich wurde von dessen stummer Dramatik regelrecht gefesselt. Das Totenbuch, eingehüllt in einen pechschwarzen Einband, war zugeklappt, hing schräg in der Luft und senkte sich allmählich den Flammen entgegen, als würde es mit seiner oberen Kante an einer Schnur hängen, die für uns nicht sichtbar war. Umringt von den Schatten, geleiteten sie das Buch immer tiefer und damit auch den Flammen entgegen.

Wollten sie es verbrennen?

Auch wenn alles darauf hindeutete, daran glauben konnte und wollte ich trotzdem nicht. Nein, man verbrannte kein Buch, in dem die Geheimnisse einer uralten Welt und einer nicht faßbaren Dimension verborgen waren. Das Hinabtauchen mußte einen anderen Grund haben.

Es fiel mir schwer, das Totenbuch aus meinem Gedächtnis zu verbannen, aber ich mußte mich auf die Schatten konzentrieren, die lebten und in denen wahrscheinlich noch der Geist des mächtigen Dämonendieners Arkonada steckte.

Er war damals zerstört worden, wenigstens in seiner körperlichen Gestalt. Aber die Schatten waren von ihm zurückgeblieben, und diese amorphen Körper konnten ebenfalls brandgefährlich werden, da sie sich um den Hals der Menschen legten und ihnen die Luft nahmen. In jedem dieser Schatten steckte der Geist Arkonadas. Und jeder Schatten besaß etwas von seiner schwarzmagischen Kraft und Stärke. Hinzu kam das Buch.

Ein Foliant, geschrieben, um Furcht, Angst und Schrecken zu

verbreiten. Der die Blutgöttin Eli auf den Thron hob und im alten Atlantis schon für einen magischen Aufruhr gesorgt hatte.

Dieses Totenbuch, vereint mit Eli und den Resten des Dämonendieners Arkonada, war eine Gefahr, der ich mich allein kaum entgegenstellen konnte und daher ziemlich chancenlos war.

Noch geschah nichts, was mich unmittelbar betraf. Deshalb konnte ich über eine Chance oder einen Ausweg nachsinnen.

Diese Chance gab mir der Anblick der im Hintergrund wartenden Kuttenträger. Ich hatte nicht feststellen können, auf welchem Weg es ihnen gelungen war, in diese Grotte, Höhle oder Kaverne zu gelangen. Wahrscheinlich nicht durch den Schacht. Demnach konnte oder mußte es noch eine andere Möglichkeit geben, diese Tiefe zu verlassen. Wenn es mir gelang, diesen Weg zu finden, war schon einiges gerettet. Ich konzentrierte mich wieder auf das schwarze Totenbuch. Es war mittlerweile so tief gesunken, daß es bereits von den ersten Flammenzungen erfaßt werden konnte und eigentlich hätte verbrennen müssen, das passierte nicht. Es tauchte in die Flammen ein. Ein unwirkliches Bild, da es zudem noch von den Schatten begleitet wurde. Endlich bekam ich die Gewißheit, daß es sich bei den zuckenden Zungen um ein magisches Feuer handeln mußte, sonst wäre das Buch längst vernichtet worden.

Es glitt den beiden auffangbereiten Händen der Blutgöttin entgegen, berührte die Handfläche, und genau in diesem Augenblick, als der Kontakt stand, vernahm ich zum erstenmal eine akustische Reaktion der geheimnisvollen Blutgöttin.

Aus einer unauslotbaren Tiefe, die in finsternen Schlünden enden mußte, hörte ich das befreiende Stöhnen der Blutgöttin.

Es war ein schauriger, ächzender Laut, der mir den Schweiß aus den Poren und eine Gänsehaut über den Rücken trieb.

Ein furchtbares Geräusch, als würde jemand gegen den Boden hämmern oder über rauhes Gestein kratzen, wobei in seiner Kehle

ein krächzendes Gurgeln entstand.

Schrecklich...

»Aaaagggrrr...«

Wieder durchwehte der Laut das unheimliche Gewölbe. Und auch die junge Griechin neben mir bekam eine panische Furcht davon, denn sie begann damit, heftig zu zittern.

Das Totenbuch aber blieb in einem solchen Winkel stehen, daß seine beiden Enden die aneinanderliegenden Gelenke berührten, als wollten sie dort von den leicht gekrümmten, blau schimmernden Fingern festgehalten werden. Es war der lange Augenblick, in dem noch nichts geschah. Bis zu dem Zeitpunkt, als ein Zittern durch das Totenbuch lief und der obere Deckel plötzlich aufklappte. Alles war so klar und deutlich, daß ich sogar die Schrift lesen konnte.

Eine dunkle Schrift. Vielleicht düstere Worte, aber auch mit einer schwarzen Farbe oder magischen Tinte auf das Papier geschrieben und nur lesbar für den, der auch die Sprache der atlantischen Unterwelt verstand.

Ich begriff sie nicht. Ich konnte nicht einmal die Zeichen-oder Buchstabenfolge lesen und mußte nur zuschauen, was sich weiter ergab.

Die erste Seite wurde umgeschlagen, die zweite auch, und die Schrift nahm jetzt eine andere Farbe an.

Sie zahlte dem Feuer Tribut, dessen Flammen über die Seiten glitten, die einzelnen Zeichen und Buchstaben erfaßten, so daß diese in einem düsteren Rot aufglühten, als wären sie mit einem heißen Brandeisen in die einzelnen Seiten hineingeätzt worden.

Eine Erklärung für diesen Vorgang konnte ich beim besten Willen nicht liefern, so blieb mir nichts anderes übrig, als weiterhin den stummen Zeugen zu spielen und zuzuschauen, wie sich die Magie der Blutgöttin noch entwickelte.

Die Seiten hatten sich verändert. Aus den schwarzen Buchstaben

waren flammende Zeichen geworden, für jeden, der sich auskannte und sie lesen konnte, weithin sichtbar. Nur ich schaffte es nicht, aber Eli würde aus dem unheimlichen Totenbuch zitieren können, dessen war ich mir absolut sicher.

Sie redete dann in der Totensprache, und sie würde es schaffen, allein durch Worte, andere vom Leben in den Tod zu holen, damit sie, die Blutgöttin erstarkte.

Ja, sie brauchte Blut.

Ausgezehrt sahen ihre Diener aus. Wahrscheinlich hatten sie einen Großteil ihres Blutes abgeben müssen. Bei den Feinden machte sie dann kurzen Prozeß.

Die Hände umklammerten das Buch. Ich hatte das Gefühl, dicht vor dem alles entscheidenden Schritt zu stehen, und auch der jungen Griechin erging es ebenso.

Sie schaute mich an, sprach zu mir. Schwach sah ich ihr Gesicht mit den großen Augen und las in ihnen von der Angst, die sie umklammert hielt. Bisher hatte sie sich gut gehalten, worüber ich mich nicht einmal so sehr wunderte, denn sie war als Opfer für die Blutgöttin ausgesucht worden und hatte den Weg auf eine gewisse Art und Weise freiwillig gehen müssen.

Auch ich sprach. Es war mir egal, ob sie verstand. »Bei allem, was geschieht, Mädchen, tu mir einen Gefallen und bleib ruhig! Rühr dich nicht vom Fleck. Sei ruhig, bleibe in meiner Nähe. Gemeinsam werden wir es schon...«

Meine Stimme wurde nicht nur von einer anderen unterbrochen, auch übertönt.

Es war ein Organ, bei dem man nicht feststellen konnte, ob eine Frau oder ein Mann sprach.

Zudem drang die Stimme aus allen vier Richtungen gleichzeitig auf mich ein.

Sie las, möglicherweise Worte oder Sätze die auf den

aufgeschlagenen Seiten des Buches standen, und ich erwartete deren magische Wirkung auf uns.

Die Worte waren nicht für mich gedacht, sondern richteten sich gegen meine Begleiterin.

Ich konnte es nicht verhindern, weil sie einfach zu schnell war und sie auch überraschend für mich reagierte.

Plötzlich löste sie sich von mir, als hätte sie einen Ruf erhalten. Sie lief genau auf das Zentrum der Magie zu, der Blutgöttin in die Arme...

Ich war einfach kalt erwischt worden, sonst hätte ich sie noch schnappen können. Das Ausstrecken des Arms und meine greifende Bewegung wirkten irgendwie lächerlich, da ich keinen Erfolg dahinter sah. Inzwischen bekam die junge Frau einen so großen Vorsprung, daß ich sie erst hätte packen können, als sie ihr Ziel bereits erreicht hatte. Durch ihre überhastete Reaktion war einiges durcheinander geworfen und in Unordnung gebracht worden, zudem hatte sie mich zum handeln gezwungen, was mir überhaupt nicht gefiel.

Die Chance war gering, und sie schmolz mit jeder vergehenden Sekunde immer weiter zusammen. Trotzdem blieb ich nicht auf der Stelle stehen und ließ sie laufen.

Ich nahm die Verfolgung auf.

Mit sehr großen Sprüngen überwand ich die Distanz. Auch mir war es egal, ob ich von den Klauen der Blutgöttin gegriffen wurde, ich wollte die junge Frau nicht ein Opfer dieser Dämonin werden lassen. Es blieb beim Vorsatz.

An vieles hatte ich gedacht, nur nicht an die Schatten und nicht daran, daß sie, obwohl sie tot aussahen, es nicht waren. Ich konnte sie als Hüter des Totenbuchs bezeichnen, und so genau reagierten sie auch. Sie wollten nicht, daß dieser alten Schrift etwas geschah. Auf

einmal lösten sie sich von dem Totenbuch.

Sie wirbelten lautlos auf mich zu, bewegten sich in der Luft wie alte vom Wind hochgewirbelte Stofflappen, die größeren unter ihnen wie die Schwingen eines Rochens.

Und ebenso gefährlich waren sie.

In einer breiten Front huschten sie auf mich zu, deutlich zu erkennen vor dem Hintergrund des leuchtenden Feuers, so daß ich wegen ihrer Breite keine Chance hatte, an die junge Griechin heranzukommen. Ich konnte noch einen letzten Blick erhaschen. Was ich dort sah, ließ mir fast das Blut in den Adern gefrieren und die blanke Wut in meinem Innern wechseln.

Die Frau rannte auf die blauen Hände zu und in die Flammen hinein. Sie stieß dabei einen lauten Schrei aus, hatte die Arme ausgebreitet, als wollte sie jede einzelne Feuerzunge umfassen und sie an sich pressen. Der Schrei endete mit einem lauten Klagen, bevor das Feuer es geschafft hatte, die Person zu verschlingen.

Eli hatte ihr erstes Opfer bekommen. Mein Versprechen war null und nichtig geworden.

Ich merkte selbst, daß ich blaß wurde, konnte mich aber nicht mit irgendwelchen Vorwürfen abgeben, denn die Schatten waren plötzlich da, zogen sich zusammen oder breiteten sich aus, weil sie meinen Hals suchten...

Ich tauchte weg, ich kämpfte, und ich merkte, wie die geheimnisvollen Schatten mir trotzdem die Luft nahmen, denn sie entrissen der normalen Atemluft den Sauerstoff.

Meine Bewegungen erlahmten, aber noch besaß ich meine Waffen, unter anderem auch das Kreuz, das ich hervorholte, als ich mich rücklings zu Boden warf.

Über mir tanzten sie.

Stimmen hörte ich nicht, aber ihre Bewegungen glichen schon einem kaum hörbaren Flüstern. Und dann waren sie da.

Ich aber schrie ihnen die Formel entgegen, die mein Kreuz zu einer weißmagischen lichtstarken Waffe machte...

Suko hätte es nie für möglich gehalten, die bizarre Bergwelt der Insel Kreta aus einer so luftigen Höhe zu erleben. Er wurde von der Kraft und Stärke des Eisernen Engels getragen und erlebte Dinge, die sonst nur in Legenden oder Märchen vorkamen. Das aber war Realität. Der Eiserne führte ihn über Geröllhänge hinweg, sie überflogen schroffe Gipfel, glitten in Täler hinein, aus denen sie wieder hervorstießen, so daß Suko dabei das Gefühl bekam, in den allmählich dunkler werdenden Ball der Sonne zu schießen.

Der Wind umspielte ihn. Er hörte das Schlagen der mächtigen Flügel neben sich und klammerte sich an der Schulter des Eisernen fest. So wie er war auch schon John Sinclair geflogen, aufgestiegen in die Luft wie ein Adler, der sein Nest sucht.

In diesem Falle war es kein Nest, sondern ein Kloster. Und das sahen sie plötzlich schräg unter sich.

Ebenso schräg fielen die Strahlen der Sonne gegen die äußeren Mauern und gaben ihnen einen roten, an den Rändern leicht gelblichen Schein, der die Mauer freundlicher wirken ließ, als sie es tatsächlich war. Suko konnte die Augen wieder öffnen, da er und der Eiserne von den Schatten hoher Felswände gedeckt wurden.

Er blickte in die Tiefe und mußte erkennen, daß dieses Bergkloster mit den schroffen Felskanten fast eine Einheit bildete und gewissermaßen voll in die Landschaft integriert worden war.

Er sah keinen direkten Weg, der zum Kloster führte, dafür jedoch einen Wagen mit zwei davor gespannten Maultieren. Dieses Gefährt fuhr vom Kloster weg.

Suko kannte es, und er kannte auch den Mann, der auf dem Kutschbock saß. »Wir müssen landen!« schrie er gegen das Tosen des Windes an und dem Eisernen ins Ohr. »Ich muß mit dem Mann

dort unten sprechen.«

Der Eiserne hatte begriffen.

Er korrigierte seinen Flug ein wenig und zielte dann in einer schrägen Linie nach unten.

Kostos Lakidis, der innerlich einem Wrack glich, weil er sich immer quälende Fragen stellte, auch alles richtig gemacht zu haben, zuckte zusammen, als er über sich das seltsame Pfeifen hörte, denn der Flugwind umjaulte die landende Gestalt. Er schaute hoch. Das Gesicht des Griechen erstarrte vor Schreck. Er hatte viel in seinem Leben gesehen, glaubte inzwischen an Götter und Dämonen ebenso wie an die griechischorthodoxe Kirche, aber einen Engel hatte er noch nicht zu Gesicht bekommen.

Und der sah so aus, als wollte er direkt vor seinem Gespann landen. Automatisch zog er die Zügel an. Die beiden Maultiere gehorchten willig, obwohl sie keine Lust hatten, den Wagen zu ziehen. Sie hoben nicht einmal die Köpfe, als der Eiserne, mit Suko auf dem Rücken, den Boden berührte.

Der Inspektor rutschte herab und bedeutete dem Engel durch eine Handbewegung, an der gleichen Stelle zu warten.

Er ging auf Lakidis zu.

Der Grieche schaute ihn an, als würde er direkt vom Mars herkommen.

»Du?« ächzte er.

»Ja, ich.«

»Aber wer ist er?« fragte der Bürgermeister flüsternd und deutete auf den Eisernen.

Suko hob die Schultern. »Ein Engel, wie du siehst.«

Plötzlich lachte der Mann. »Ein Engel, ha, ha, ein Engel. Klar, weshalb auch nicht?«

Suko befürchtete den Mann verwirrt zu haben, deshalb sprang er auf den Bock und ließ sich neben Lakidis nieder. »Okay, Freund, mal

ganz langsam und ruhig.«

»Es besteht keinen Grund zur Panik. Du träumst auch nicht. Alles, was du siehst oder gesehen hast, entspricht den Tatsachen. Klar?«

»Ja.«

»Dann weiter! Was ist im Kloster geschehen?« Lakidis hob den Kopf, traute sich aber nicht, auf den Eisernen Engel zu schauen, sondern schielte zur Seite.

»Sie haben mich hineingelassen, und dann konnte ich auch wieder wegfahren.«

»Das war nicht alles!«

»Doch.«

»Nein. Was geschah mit den beiden Särgen? Du mußt es doch gesehen haben, Lakidis.«

»Die wurden abgeladen.«

»Gut. Von wem? Den Mönchen?«

»Ja.«

»Was passierte danach?«

Der Grieche spielte mit seinen Fingern. Er hustete, weil er Staub geschluckt hatte. Heiß brannte die Sonne den beiden auf dem Kutschbock sitzenden Männern in den ungeschützten Nacken. »Sie trugen die Särge weg.«

»Wohin?«

»Ich habe es nicht sehen können. Vielleicht in die Tiefen des Klosters. Wer kann das wissen?«

»Hast du Eli gesehen?« Der Grieche erschrak zutiefst.

»Dann wäre ich nicht mehr am Leben, das kannst du mir glauben.«

Suko ließ nicht locker. »Was weißt du noch?«

»Nichts mehr, gar nichts. Ehrlich.« Kostos Lakidis schaute den Inspektor so treuherzig an, daß dieser ihm glaubte. Er gab ihm einen Klaps auf die Schultern. »Okay, du kannst nach Cluko zurückfahren.«

»Was machst du?«

»Ich sehe mir das Kloster an.« Lakidis blickte Suko ins Gesicht. Es sah so aus, als wollte der Mann noch etwas sagen, dann aber hob er die Zügel an und ließ sie auf den Rücken der beiden Maultiere klatschen. Das Geräusch riß die Tiere aus ihrer Lethargie. Sie hoben die Köpfe und rasten bald den Hang hinab, die Räder des Wagens drehten sich immer schneller, der Staub flog in Wolken hoch und hüllte das gesamte Gefährt nebst der beiden Zugtiere ein.

Suko drehte sich um, weil er mit den Eisernen Engel reden wollte. Der kam ihm bereits entgegen. »Ich habe alles mitbekommen«, erklärte er, »das Kloster ist für uns am wichtigsten.«

»Genau.«

»Steig auf meinen Rücken.«

Kaum saß Suko oben, als der Eiserne seine Schwingen ausbreitete und startete. Er sah so schwerfällig und kompakt aus, doch er flog mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit durch die Lüfte, daß es eine Freude war, ihm zuzuschauen.

Dem Kloster näherten sich die beiden auf dem direkten Weg. Sie wußten jetzt genau Bescheid, wo sie den Geisterjäger John Sinclair finden konnten und natürlich auch Eli, die Blutgöttin. Der Inspektor machte sich Sorgen wegen seines Freundes. Von Eli hatte er nur Schlechtes gehört und auch über ihre gefährliche Macht etwas erfahren. Sie war schlimm, grausam, vielleicht sogar unschlagbar, deshalb durfte John nicht allein auf seine Waffen und Kräfte vertrauen, sondern auch auf seine Freunde, die hoffentlich nicht zu spät kamen. Wuchtig sahen die Mauern aus. Sie wirkten wie ein drohender Wall, der sich gegen alles stemmen wollte, was sich ihm in den Weg stellte. Der Eiserne segelte mit seinem Schützling über die Mauern hinweg und landete auf einem mit großen Steinen belegten Innenhof, der eine Karreeform besaß und nicht sehr groß war.

Als auffälligstes Merkmal stand ungefähr in seiner Mitte ein alter

Ziehbrunnen, aus dem die Diener der Blutgöttin sich mit Wasser versorgten.

Die herrschende Stille empfand der Inspektor als unangenehm. Sie drückte auf sein Gemüt, und selbst der Wind war eingeschlafen. Suko spürte wieder das harte Tuckern in seiner Armwunde. Er mußte selbst zugeben, daß er nur bedingt einsatzfähig war, doch er wollte seinen besten Freund auf keinen Fall allein lassen.

Myxin und Kara waren noch nicht eingetroffen, was verwunderte. Der Eiserne hatte sein Schwert gezogen. Kampf- und schlagbereit hielt er es in der rechten Hand, jeden Augenblick darauf gefaßt, zuschlagen zu müssen.

Nicht ein Gegner zeigte sich. Weder die Blutgöttin ließ sich blicken, noch einer ihrer Diener. Das alte Bergkloster schien verlassen zu sein. Suko durchwanderte den Hof. Er kannte Klöster, die größer und auch prächtiger wirkten. Dies hier bestand nur aus Stein und grauem Staub. Kein Kreuz deutete daraufhin, daß hier etwas Gutes gelehrt wurde. In diesen Mauern war die Schwarze Magie zu Hause; hier konnte sie entstehen, sich ausbreiten und dafür Sorge tragen, daß das Grauen immer wieder neue Früchte trug.

Plötzlich waren sie da.

Sie standen unter einem Vordach und kamen lächelnd hervor. Kara und Myxin. Wie immer trug der kleine Magier seinen grünen Mantel. Kara hielt das Schwert, ein Erbe ihres Vaters Delios, noch in der Hand. Die goldene Klinge schimmerten in einem matten Reflex. Fragend richteten die beiden ihre Blicke auf Suko und den Eisernen. Die wußten, was die Freunde wollten, eine konkrete Antwort konnten sie ihnen aber nicht geben.

»Bisher sahen wir nichts«, erklärte der Engel.

»Aber John befindet sich im Kloster!« fügte Suko hinzu.

Kara schaute sich um. »Wo?«

»Wahrscheinlich in irgendwelchen Kellern.« Der Inspektor wandte

sich mit seinen nächsten Worten an die drei Freunde.

»Ihr seid doch diejenigen, die es verstehen, schwarzmagische Wesen zu fühlen. Es muß hier ein Zentrum geben. Konzentriert euch!«

»Das haben wir«, erklärte Kara.

»Und?«

Sie spreizte den Daumen ab und deutete in die Tiefe. »Wir fühlten beide, daß sich dort etwas tun muß. Sie ist da, sie lauert, und sie bereitet einen großen Schlag vor.«

»Dann stören wir sie«, sagte Suko entschlossen. »Nehmt mich in eure Mitte. Wir können uns hinteleportieren.«

»Leider nein«, gab Myxin zu.

Das gefiel dem Chinesen überhaupt nicht. »Was soll das bedeuten? Ihr seid sonst stärker.«

Die Sorge um John Sinclair war seinen Worten zu entnehmen.

»Ganz einfach. Die Magie ist zu stark. Sie hält einen gewissen Schutzschirm um ihr Zentrum, und da genau befindet sich Eli. Wir müssen uns den Weg freikämpfen.«

»Dafür bin ich auch«, erklärte Suko entschlossen.

Langes Reden und Diskutieren hatte keinen Sinn, sie mußten handeln und suchten nach einem Eingang. Das Tor war verschlossen, kein Hindernis für den Eisernen Engel. Sein Schwert schlug ihnen den Weg ins Innere des Klosters frei.

Es war so, als hätten sie eine völlig andere Welt betreten. Ein düsterer Gang lag vor ihnen, der Atem des Bösen wehte durch das alte Gemäuer. Im Halbdüster verschmolzen auch ihre Gestalten mit den langen Schatten, die lauernd in den Gängen und Räumen des Klosters lagen. Nur durch wenige, schmale Öffnungen sickerte Licht. Diese Spalten wirkten wie Schießscharten bei einer Festung.

Jeder von ihnen spürte den Hauch des Unheimlichen, der die Gänge durchwehte. Suko wahrscheinlich weniger als die drei anderen, die

ebenfalls keine normalen Menschen waren, auch wenn es bei Kara und Myxin so aussah. Wohl niemand sah ihnen an, daß sie älter als 10.000 Jahre waren.

Sehr genau durchsuchten sie das Kloster. Sie verließen den Hauptgang, suchten die einzelnen Räume der Mönche ab und fanden sie leer. Spuren, daß in den Kammern jemand gelebt hatte, sahen sie überall. Da standen Schüsseln oder Trinkbecher, auch Bücherlagen herum. Suko warf hin und wieder Blicke auf die Titel.

Sie alle beschäftigten sich mit der Magie der alten Atlanter oder berichteten über die minoische Kultur der Insel Kreta. Auch die Sprüche und Folgerungen griechischer Philosophen über Atlantis waren niedergeschrieben worden und wurden von den Mönchen gelesen. Kara bemerkte Sukos Interesse für die Bücher. Während Myxin und der Eiserne schon weitergegangen waren, blieb sie an der Tür stehen.

»Suchst du das Totenbuch, Suko?«

»Ja.«

»Du wirst es hier kaum finden.«

»Das weiß ich mittlerweile auch. Ich wollte nur eben jeder Spur genau nachgehen.« Der Chinese klappte ein Buch zu, dessen Inhalt sich mit den Zusammenhängen zwischen der griechischen und atlantischen Kultur beschäftigte.

»Nichts über Eli.«

Kara nickte. »Das hätte ich dir sagen können. Ich wußte auch nicht viel über die Blutgöttin. Selbst mein Vater hat sie hin und wieder erwähnt, aber er konnte sie nicht beschreiben.« Kara hob die Schultern. »Um das zu schaffen, hätte man ihr wohl persönlich gegenüberstehen müssen. So etwas aber bringt kaum jemand fertig, ohne getötet zu werden.«

»Es sei denn, er gehört zu ihren Dienern.«

Kara ainzelte die Stirn. »Wie meinst du das?«

Suko lächelte. »Ich glaube noch immer daran, daß wir sie hier im Kloster finden können. Sie muß erwacht sein, sie will ihren Siegeszug fortsetzen, möchte dort anfangen, wo sie beim Untergang auch deiner Heimat aufgehört hat. In den Gräften, den dunklen, finsternen auf dieser Welt, die es ja hier auch geben muß.«

Kara nickte. »Da kannst du durchaus recht haben.«

Suko fuhr fort. »Die Menschen sind reif, das siehst du ja. Sie verspricht ihnen das ewige Leben, schon kommen sie an. Und was ist die Folge? Eli nimmt ihnen das Leben, sie saugt ihnen Blut aus, weil sie erstarken und überleben muß. Eigentlich ist sie ein Vampir, wenn du es genau nehmen willst.«

»Stimmt.«

Suko hob die Schultern. Er schritt auf die schmale Eingangstür zu, wo Kara ihm Platz machte. Im Gang standen sie allein. Der Eiserne und Myxin waren schon weitergegangen. Von außen hatte das Kloster nicht so groß ausgesehen. Sie hätten es schon längst durchwandern müssen. Daß dem nicht so war, mußte an der Bauweise liegen, denn ein Teil der festungsähnlichen Anlage war in den Berg hineingebaut worden. Wenig später erreichten die beiden den Teil, in den auch durch noch so kleine Fenster kein Tageslicht fiel. Es war die dunkle, die düstere Region, deren Stollen und hallenartige Säle durch den Schein von Fackel- oder Schalenfeuer erhellt wurde.

Tanzende Feuerarme wischten den düsteren Decken entgegen, schufen Figuren und gaben eine unnatürliche Helligkeit, in der sich keiner wohlfühlen konnte. Der Raum war sehr groß, eine gewaltige Halle innerhalb der Felsen mit einem glatten schwarzen Boden, auf dem die Feuerschalen standen, deren Schein sich mit dem der Fackeln an den Wänden vereinigte.

Auch Myxin und den Eisernen sahen sie.

Die beiden hatten auf sie gewartet. Der Engel stand dort wie ein

Denkmal. Er hatte sein Schwert gezogen, es vor seine Füße gestellt und stützte sich mit beiden Händen auf dem Griff ab. Einige Male nickte er, bevor er Kara und Suko ansprach.

»Hier muß es sein.«

»Was?«

»Kommt mit!«

Sie folgten dem Eisernen. Myxin blieb dicht bei Kara. Suko hörte sein Flüstern und verstand die Worte auch. »Der Eiserne ist davon überzeugt, die direkte Spur zur Blutgöttin in dieser Halle zu erwischen. Er hat ihre Ausstrahlung wahrgenommen.«

»Auch die der Mönche?«

»Nein.«

»Aber sie müssen im Kloster sein. Ich kann mir nur nicht vorstellen, daß sich die Diener der Blutgöttin in der Halle befinden, sonst hätten wir sie längst entdeckt. Irgend etwas haben wir übersehen, Myxin, verlaß dich darauf.«

Der Ansicht war auch Suko. Nur behielt er sie für sich: Klöster, Burgen, Schlösser besaßen Geheimgänge! Der Inspektor wollte sie finden. Noch nahm ihm der breite Rücken des Eisernen die Sicht, bis der Engel plötzlich stehenblieb, Suko ihn mit wenigen Schritten erreichte und den ausgestreckten Arm der Sagengestalt sah.

»Da ist es«, erklärte der Eiserne.

Sie alle blickten in die entsprechende Richtung, und sie alle sahen, was gemeint war.

Ein Altar aus Stein stand dort wie ein letztes Hindernis vor dem großen Erfolg. Es war nicht nur eine einfache Platte, die gab es auch, und sie wurde vom Licht zweier in den Schalen tanzender Feuer umspielt. Am wichtigsten war die Figur auf dem Altar.

Sie stellte die Person oder die Dämonin dar, die sich als wahre Herrscherin des Klosters zeigte. Eli, die Blutgöttin!

Suko hatte bisher nur von ihr gehört, sie aber nie gesehen. Nun

bekam er sie zum erstenmal zu Gesicht, und es erging ihm nicht anders als Kara, denn auch sie erkundigte sich, ob sie es bei dieser Figur tatsächlich mit Eli zu tun hatte.

»Sie ist es«, erwiderte der Eiserne bestimmt.

Kara war noch nicht zufrieden. »Was sagst du, Myxin? Du müßtest sie ja auch kennen.«

»Der Eiserne hat recht. So hat sie ausgesehen.«

Der Engel fuhr fort: »Auch die Statue ist mir bekannt. Man kann sie als uralte bezeichnen, denn es hat sie schon in Atlantis gegeben. Sie ist die genaue Nachbildung der Blutgöttin.« Er hatte leise gesprochen, und seine Worte waren dennoch als Echo durch die große Halle gerollt.

Suko schüttelte den Kopf. »Ich begreife das noch nicht. Haben wir es dann nur mit einer Statue zu tun?«

»Nein, nicht«, klärte Myxin ihn auf. »Die Statue war der Anfang. Sie muß von den Mönchen gefunden worden sein. Über sie haben die Männer den Weg zu Eli gefunden.«

»Aha. Wo finden wir die echte?«

»Das weiß ich noch nicht. Ich kann auch ihre Magie nicht spüren, sie schottet sich ab.«

Kara kam mit einem Vorschlag. »Müßten wir nicht den gleichen Weg gehen wie die Diener und uns zunächst mit der Statue der Blutgöttin etwas genauer beschäftigen?«

Dagegen hatte niemand etwas einzuwenden, und so näherten sich die vier Personen dem geheimnisvollen Relikt aus der Vergangenheit, das durchaus als Kunstwerk betrachtet werden konnte.

Wenn es tatsächlich die Blutgöttin sein sollte und diese genau so aussah wie die Figur, war sie an Scheußlichkeit kaum zu überbieten. Trotz des von zwei Seiten zuckenden Feuerscheins war dessen ursprüngliche Farbe genau zu erkennen.

Sie besaß ein Gesicht, einen Körper, Hände, Arme und Beine. Insofern konnte man ihr Aussehen auch als menschlich bezeichnen. Die Figur stand auf dem altarähnlichen Sockel, und Suko, der sehr nahe an sie herangegangen war, schaute in ein Gesicht, das schrecklich wirkte, fratzenhaft.

Bosheit stand in den Zügen wie festgeschrieben oder eingemeißelt. Sogar die Augen zeigten trotz des Steinmaterials einen Ausdruck, den man als böseartig bezeichnen konnte.

Der Mund, das Gesicht, die Falten in den Wangen, dies alles war schlimm anzusehen. Obwohl sie die Lippen verzogen hatte, glaubte der Inspektor, daß auf ihnen ein wissendes Grinsen lag. Er wollte die Figur berühren.

»Nein!« Der heftige Ruf des Engels ließ ihn zusammen- und zurückzucken.

»Sei vorsichtig, Suko! Die Statue kann mit einer gefährlichen Magie gefüllt sein.«

»Klar, aber sie ist...«

Der Eiserne ließ den Inspektor nicht weiterreden. Er streckte sein Schwert aus und berührte mit der Klinge das Haupt der steinernen Blutgöttin. Es passierte nichts.

Suko nickte. »Kann ich sie jetzt berühren?«

»Ja.«

Während Suko die Arme ausstreckte, waren die anderen sehr gespannt. Besonders der kleine Magier, dessen Blick nach innen gekehrt wirkte, als wollte er sich auf irgendwelche Dinge konzentrieren, die allein nur er herausbekam.

Myxin war Magier und Mensch. Er besaß hochsensible Fähigkeiten, war Telepath, und konnte vieles beeinflussen. Er hatte auch bemerkt, daß eine Sperre aufgebaut worden war. Daß dies überhaupt den Tatsachen entsprach, ließ auf die Nähe einer starken Magie schließen. Der kleine Magier beobachtete Suko genau, der seine

Hände über den steinernen Körper der Blutgöttin wandern ließ.

»Fühlt sich normal an«, erklärte Suko. »Keine Wärme, keine magische Aufladung...«

»Das habe ich mir gedacht«, erklärte Kara.

Suko wollte seine Arme zurückziehen, als er plötzlich von Myxin den Befehl bekam. »Mach weiter, Suko!«

»Wieso...?«

»Faß sie an! Laß sie nicht los! Nimm vor allen Dingen den Kopf. Da ist etwas, ich spüre es.«

»Wie du meinst.«

Nicht nur Suko, auch die anderen beiden schauten den kleinen Magier an, der sich höchst konzentriert zeigte, als wollte er in eine Zukunft schauen und den Menschen erklären, was sie zutun hatten.

»Ja, weiter, Suko. Bleib beim Kopf. Da ist die Lösung. Sie lebt nicht, aber sie birgt ein Geheimnis in sich. Ich weiß, wie es war. Ich spüre die Ströme. Jemand hat sie in einer Höhle entdeckt, und dort nahm sie ihm das Blut. Es war die echte. Sie erwachte wieder, dann kam sie in das Kloster, um sich ihren Dienern zu zeigen, die sie bisher nur als dieses Steinrelikt kannten. Eli muß einfach da sein. Ich spüre ihre grausame Magie und auch die des Totenbuchs. Arkonada ist nicht vernichtet worden. Er lebt weiter, aber als Schatten...«

Myxin schwieg erschöpft. Er schwankte und wischte über sein Gesicht. Kara sprang hinzu. Sie stützte ihren Partner.

Suko hatte noch immer beide Hände auf dem Schädel der Göttinnenfigur liegen. Er wußte nicht, wie es weiterging, da wollte er sich auf Myxin verlassen. Suko wartete, bis sich der kleine Magier wieder erholt hatte. »Was soll ich deiner Meinung nach jetzt tun?«

»Nicht aufgeben«, flüsterte Myxin. »Der Kopf ist wichtig.«

Suko hatte ihn gehört, aber nichts begriffen. »Soll ich ihn einfach abreißen?«

»Nein, aber du kannst es versuchen, ja, du mußt es sogar. Dreh ihn herum. Einfach herum. Das muß es sein!« schrie Myxin plötzlich, als hätte er in diesem Moment die berühmte Erleuchtung bekommen. Suko sah keinen Grund, den heftig gesprochenen Worten des kleinen Magiers zu mißtrauen. Er drehte den Schädel der steinernen Blutgöttin. Zuerst nach rechts. Nichts rührte sich. Kein Knirschen war zu vernehmen. Sukos Hände rutschten ab. Er probierte es in der Gegenrichtung. Und da klappte es plötzlich. Er brauchte nur noch einen schwachen Widerstand zu überwinden, um die Mechanik in Bewegung zu setzen.

Alle vernahmen sie das knirschende Geräusch, als würde etwas im Innern der Altarplatte einrasten. Suko ließ den Schädel der Göttin augenblicklich los, machte einen großen Schritt zurück, denn der große Altarsockel, auf dem die Figur ihren Platz gefunden hatte, drehte sich. Freie Bahn.

Sie schauten sich erst gegenseitig an, bevor ihre Blicke auf das fielen, was die Altarplatte freigegeben hatte. Es war ein großes, offenes Viereck, die Tür zu einem Geheimgang.

Die vier überstürzten nichts. Sie warteten, bis der Sockel die gesamte Öffnung freigegeben hatte.

Ihnen war aufgefallen, daß der Raum oder die Halle unter ihnen nicht in absoluter Dunkelheit lag. Etwas erhellte ihn. Ein schwacher Feuerschein, der aus der Tiefe hochdrang, und dessen letzter Widerschein erst dicht unter dem Einstieg von der Dunkelheit verschluckt wurde. Auch vernahmen sie Geräusche, die sie noch nicht deuten konnten, weil sie dumpf klangen, manchmal von einem hektischen Schrei oder Ruf unterbrochen. Unter ihnen lag das Zentrum.

Leider war ihr Blickwinkel ziemlich ungünstig. So konnten sie nicht erkennen, was sich da tatsächlich ereignete, aber ihnen war klar, daß sie nach unten mußten.

Es gab keine Treppe!

Dennoch ließen sie sich davon nicht hindern. Der Eiserne nahm die Dinge in die Hand.

»Na denn«, sagte er und faßte Suko an, um ihn mitzunehmen. Im nächsten Moment sprang er in die Tiefe...

»Terra pestem teneto — Salus hic maneto!« Diese Worte hatte ich gerufen, denn so lautete die Formel, die die Kräfte meines Kreuzes aktivierte, das vor urlanger Zeit einmal von dem Propheten Hesekiel erschaffen worden war.

Diese Formel drang glatt und sicher über meine Lippen. Sie sollte mir das Leben retten, das mir die würgenden Schatten nehmen wollten. Ich war, während ich die Formel auf sagte, auf die Knie gefallen, weil mich die Schwäche übermannt hatte und ich mich nicht mehr halten konnte. So hockte ich am Boden, hielt das Kreuz hart umklammert und hoffte darauf, daß mein Ruf Erfolg zeigte.

Das geschah.

Die nähere Umgebung war plötzlich in gleißendes Licht getaucht. Die Enden des Kreuzes, wo die Insignien der vier Haupterzengel eingraviert waren, gleißten so hell auf, daß ich geblendet wurde und die Augen schließen mußte.

Von einem Erfolg oder Mißerfolg sah und merkte ich nichts. Ich wußte auch nicht, was mit den würgenden Schatten des ehemaligen Dämonendieners Arkonada geschah, die Zeit war ebenfalls nebensächlich geworden, ich hockte inmitten dieser gewaltigen Glocke aus weißmagischem Licht, das versuchte, die Gefahr von mir fernzuhalten. Sie schaffte es!

Und Arkonadas Schatten zahlten einen schlimmen Tribut. Ich vernahm ein wildes, böses Flüstern, das schon mehr einem verzweifelten Schreien glich, und das sorgte dafür, daß meine Laune besser wurde. Starb Arkonada endgültig?

Ich hoffte es, ich wünschte es, denn auch seine Schatten waren gefährlich, ebenso wie sein verdammtes Totenbuch, aus dem Eli und deren Diener ihre Kraft nahmen.

Ich atmete tief ein. Daß es so gut klappte, freute mich. Wären die Schatten noch so wie beim ersten Angriff gewesen, hätte ich kaum so gut Luft bekommen.

Sie schrien weiter.

Es war auf eine gewisse Art und Weise unerklärbar, daß Schatten rufen oder schreien können, aber diese waren nicht normal. Sie hatten mal zu einem Körper gehört, der aber zerrissen wurde.

Daher bekamen wir unsere Chance.

Sogar sprechen konnten die Schatten. Ich hörte Worte, verstand sie und vernahm die Stimme des Dämonendieners Arkonada, der sich verzweifelt gegen die endgültige Vernichtung anstemmte. »Du hast sie geschafft, du hast die großen Alten fast alle töten können. Ich aber lebe noch, doch auch mit mir geht es zu Ende. Deshalb verfluche ich dich aus dem Unsichtbaren, Geisterjäger. Sei verflucht für alle Ewigkeiten! Sei verflucht...!«

Das letzte Wort glich einem röhrenden Schrei, den wohl nur ich hörte und der in meinem Gehirn als Echo unter der Schädelplatte trommelte. Ich war verflucht worden!

Manche Menschen bekommen Angst, wenn dies geschieht. Ich aber hatte mich daran gewöhnt, obwohl man mich noch nie mit einer so großen Inbrunst verflucht hatte.

Manche Flüche werden wahr. Es gibt sensible Menschen, die sich verkriechen, wenn so etwas mit ihnen geschieht, aber es gibt auch Flüche, die sich gegen ihren Sprecher richten, wie es der große Komponist Verdi in seiner phantastischen Grusel-Oper Rigoletto beschrieben hat.

Hier hatten wir ähnliche Tatsachen vorliegen, und ich wartete ab, ob noch etwas geschah. Nein, nicht mit mir!

Dafür mit Arkonada. Ich hörte ihn noch schreien. Furchtbar gellten sie aus dem Unsichtbaren an meine Ohren, und ich konnte sie verstehen. Was mit dem Dämon genau geschah, wußte ich nicht. Jedenfalls mußte er schreckliche Qualen erleiden, wenn er auf diese Art und Weise endgültig starb.

Das Licht verging. Mein Kreuz war nur für den wichtigen Moment aktiviert worden, nun hielt mich wieder die Düsternis umfängen, und die Realität hatte mich zurück.

Mit dem Bewußtsein, daß es Arkonada nicht mehr gab, hob ich den Kopf und stand auf.

Meine Knie zitterten, das eben Erlebte ging auch nicht so spurlos an mir vorbei.

Ich blickte nach vorn.

Augenblicklich sah ich das Feuer, die beiden Hände und das in den Flammen schwebende Totenbuch, dessen rote Schrift noch die Strahlen des Feuers überdeckte.

Auch die Kuttenträger erkannte ich. Sie mußten geschockt sein, sie hatten mitbekommen, wer sich hier gegen sie stellte, aber sie taten nichts, denn sie verließen sich weiterhin auf ihre große Herrin, die Blutgöttin Eli.

Würde ich auch weiterhin von ihr nur die beiden Hände zu sehen bekommen, oder stieg sie irgendwann in voller Körpergröße aus den Flammen hervor?

Und wo befand sich die junge Griechin?

Sie war in das Feuer hineingelaufen, hatte dem Ruf der Blutgöttin nicht widerstehen können und kam plötzlich zurück, als hätte ich sie gerufen. Die Frau stieg aus den Flammen.

Nicht sehr schnell, eher gemächlich. Dieser Anblick zwang mich, meine Schritte zu stoppen. Er gab mir auch die Zeit, mich von der letzten Attacke zu erholen.

Die junge Griechin verließ den Ort unheilvoller Magie. Sie sah

noch so aus, wie ich sie kannte. Das Haar lag flach zu beiden Seiten des Kopfes und bildete im Nacken einen Knoten. Den wahren Gesichtsausdruck konnte ich nicht erkennen, da mir das zuckende Feuer die Sicht nahm. Sie suchte sich ein neues Ziel.

Mich.

Ja, sie hatte sich verändert. Sie ging jetzt nicht wie ein normaler Mensch, sondern steif und zögernd, dennoch zielstrebig. Ich sah ihr Gesicht und erschrak zutiefst.

Es wirkte eingefallen, faltig, voller Runzeln, so alt, so grau und tot. So genau hatte Travis Milton ausgesehen, als wir seine Leiche am Flughafen betrachteten. Die Frau mußte blutleer sein!

Daß sie sich trotzdem auf den Beinen hielt, kam mir wie ein kleines Wunder vor, und sie streckte die Arme aus, bewegte die alt gewordenen, lappigen Lippen und sagte in röhrendem Tonfall:

»Eliiii«

Das schaurige Echo schwebte noch durch die unterirdische Opferhalle, als die junge Griechin vor meinen Füßen zu Boden fiel und mit dem Gesicht aufschlug. Aber das spürte sie nicht mehr. Wieder einmal hatte Eli ein Opfer gefunden und sich stärken können. Mein Versprechen, auf die Frau achtzugeben, hatte ich nicht einhalten können. In mir fühlte ich etwas vereisen. Vielleicht war es der kalte Zorn, der sich so ausdrückte, denn ich mußte davon ausgehen, daß mich Eli als nächstes Opfer ausgesucht hatte.

Ich aber würde es ihr schwerer machen, darauf konnte sich die Blutgöttin verlassen.

Die junge Frau hatte ihren Ruf empfangen. Wahrscheinlich würde sie ihn mir auch entgegenschicken, nur hatte ich keine Lust, so lange zu warten. Ich würde ihr freiwillig entgegengehen.

Es blieb nach wenigen Schritten schon beim Vorsatz. Neben der Griechin stoppte ich, weil Eli mich ansprach.

Vielleicht nicht direkt, denn sie mußte etwas vorlesen, das auf den

aufgeschlagenen Seiten des Totenbuchs stand.

Obwohl ich die Sprache nicht beherrschte, verstand ich die Worte. Sie wurden mir gewissermaßen übersetzt, denn in meinem Kopf hallten sie in der Sprache wider, die ich verstand.

Ein magisches Phänomen, das mich andere Dinge für die nächste Zeit vergessen ließ...

»Ich wollte zwei Menschen, um meine endgültige Rückkehr vorzubereiten. Die eine Frau habe ich bekommen, ihr Blut aus dem Körper gesaugt, so daß ich fast so stark bin wie zu den Zeiten, als die Welt Atlantis noch bestand und man mich verehrte. Mich, die aus den Grüften kam. Ich habe mit Feinden auch in dieser Welt gerechnet und gebe zu, daß du sehr stark bist. Aber ich frage mich, ob du auch den alten Regeln und Befehlen des Totenbuchs widerstehen kannst. Du wirst zu mir kommen, und ich werde dich umschließen. Dein Blut zu kosten, ist für mich der Quell des Lebens. So höre denn auf den genauen Wortlaut, der dich in meine Arme zwingen wird...«

Ja, ich hörte ihn, und ich wurde zum erstenmal in meinem Leben durch die niedergeschriebenen, verfluchten Worte aus dem Totenbuch angesprochen. Es waren schlimme Sätze, befehlend geschrieben und mit einer großen hyponischen Kraft versehen.

»Was älter ist als viele Zeiten, wird auch die Zeiten überwinden können. Was an Grauen und Schrecken in den tiefsten Schlünden eines magischen Kontinents gelegen hat, kann nicht vergehen. Man erschuf die Menschen, es gab die Dämonen, welche stärker als die Menschheit waren, denn sie suchte sich Dämonen als Götter und Götzen aus. Und die Menschen besitzen das, was Dämonen nicht haben: Blut. Herrliches Blut, das Leben verspricht, auch für die Gestalten aus einer schwarzmagischen Finsternis. Weil die Dämonen Menschen beeinflussen können, werden immer wieder neue Götzen entstehen können, die sich am Blut der Menschen laben. So steht es

geschrieben, so wird es sein bis in alle Ewigkeiten. Die Großen Alten haben das Totenbuch verfaßt. Sie wußten schon sehr viel, und sie gaben es ihrem Diener Arkonada zu treuen Händen. Er wurde getötet, das Totenbuch, sein Erbe jedoch, existiert, und es gibt mir, Eli, die Kraft, so zu werden wie früher.«

In der folgenden Sekunde wurde ich direkt angesprochen und hörte die schaurigen Worte.

»Blut zu Blut, Fremder mit dem Kreuz. Dein Blut für mich, die unheimlichste aller Göttinnen. Ich werde mich daran laben und so erstarken, wie es geschrieben steht. Komm näher! Tritt in das magische Feuer und schau der Blutgöttin Eli ins Angesicht...«

Die Seite klappte um. Eine neue präsentierte sich meinen Blicken. Abermals huschte der Schein des Feuers über die Seite, ohne sie zu verbrennen. Er zeichnete die Buchstaben in einem düsteren Rot nach, so daß sie daß Feuer überstrahlten.

Ich spürte den magischen Ansturm.

Es war wie ein unsichtbarer Aufprall, gegen den ich nicht ankamte. Gleichzeitig ein Befehl, der von mir wahrgenommen und in die Tat umgesetzt wurde.

Eli hatte mich gerufen und gelockt. Ich folgte ihrem Ruf, obwohl ich es nicht wollte.

Zwar hatte ich ihr freiwillig begegnen wollen, das allerdings war lange vorher gewesen. Während ihrer beschwörend gesprochenen Worte hatte ich meinen Plan geändert. Das wiederum ließ sie nicht zu, so daß ich nun gezwungen war, mit vorsichtigen Schritten auf sie zuzugehen. Es war der Druck.

Ich hatte das Gefühl, als würde man mich gleichzeitig schieben und ziehen.

Ich starrte in das Feuer, sah die blauen Hände, dazwischen das Totenbuch und dachte daran, daß man mir schon einmal mein Blut fast bis auf den letzten Tropfen geraubt hatte.

Damals hatte ich gerettet werden können, es war bei mir eine Bluttransfusion vorgenommen worden, hier aber sah alles anders aus, so daß ich allmählich das Gefühl bekam, chancenlos zu sein. Und so ging ich weiter.

Aber nicht nur ich bewegte mich, auch die Kuttenträger hielt es nicht mehr an ihren Plätzen. Ob sie einen Befehl bekommen oder es freiwillig getan hatten, war mir egal. Ich sah nur, wie sich ihre lange Reihe auflöste, sie einen Bogen schlugen, sich dann teilten, so daß sie von zwei Seiten auf mich zukamen und mich dabei in die Zange nehmen konnten.

Es gefiel mir nicht, aber ich konnte nichts dagegen tun. Die gesprochenen Worte und die Magie des Totenbuchs hatten die Kontrolle über mich bekommen.

Da half mir auch mein Kreuz nicht.

Ich hielt es noch in der rechten Hand. Es zuckte, wollte mir helfen, doch es konnte den starken Bann der anderen Magie nicht durchbrechen. Auch Hesekei war nicht allwissend gewesen. Er hatte viel von seinem Wissen und Können in das Kreuz investiert, doch an die Urgötter des alten Atlantis hatte er nicht gedacht, vielleicht auch nichts von ihnen gewußt. Wer konnte das schon sagen? Die Diener der Blutgöttin blieben in Zweierreihen. Sie hatten den Bogen erst weiter geschlagen, zogen ihn nun enger.

Abermals kam mir der Vergleich mit einer Mauer aus Menschen in den Sinn, als sich die Kuttenträger zu beiden Seiten aufbauten und so einen Gang schufen, dessen Ende praktisch mit dem Feuer und den beiden Händen abschloß.

Ich mußte hindurch, konnte weder nach rechts noch nach links ausweichen, ohne Gewalt anzuwenden, und das wollten die Mönche im Keim ersticken. Sie griffen in ihre Kutten und zogen die Waffen hervor, die sie so gefährlich machten.

Es waren die Knochenmesser!

Jeder von ihnen hielt eines in der Hand. Die Spitzen wiesen jeweils in die Gasse hinein. Zwischen den Mönchen mußte ich in der Mitte gehen. Dabei kam ich mir wie ein Gefangener vor.

Und der Lockruf erreichte mich weiterhin. Ich arbeitete dagegen, versuchte, an etwas anderes zu denken, aber die mächtige Magie der Blutgöttin überstrahlte alles. Ich bekam sogar eine Erklärung für die Existenz der Knochenmesser.

»Wenn du die Messer berührst, werden sie dich durchbohren. Sie sind der Garant dafür, daß meine Diener mir hörig bleiben. Jedes Messer ist ein Stück von mir, enthält meinen Geist und führt meine Diener auf den Weg, den ich vorgesehen habe.«

Ich schielte auf die Spitzen, dann auf die Besitzer der Messer, deren Gesichter unter den Kapuzen grauen, manchmal bleichen oder verschwommenen Flecken glichen.

Starr blieben sie, unbeweglich, mit zusammengepreßten Lippen, und auch in den Augen zeigte sich kein Leben. Die Männer in den bodenlangen Kutten standen voll und ganz unter dem Einfluß der verdammten Blutgöttin.

Der sich allmählich auch meiner Person bemächtigte. Ein innerer Druck hielt mich gepackt und schob mich voran.

Näher an sie, an das Feuer, an das Totenbuch, dessen Schrift so rot leuchtete.

Ich dachte an meinen letzten Kampf mit Arkonada. Minuten lag er erst zurück, mir aber kam es vor, als wären es Tage. In einem Refugium der Schwarzen Magie hatte ich verloren, da war die andere Seite viel stärker gewesen, und der Fluch des sterbenden Arkonada konnte schon in kürzester Zeit zu einer furchtbaren Wahrheit für mich werden. Mit diesem Gedanken wurde ich weiter vorangetrieben. Fast die Hälfte der Distanz lag bereits hinter mir, und ich mußte wohl etwas Besonderes sein, denn plötzlich bewegten sich die blauschimmernden Hände, stiegen zusammen mit den

Flammen einer mir nicht sichtbaren Decke entgegen, so daß sich aus der Tiefe auch der übrige Körper der Blutgöttin in die Höhe schob.

Ob sie aus der Erde direkt kam oder aus einem Dimensionsloch, das war für mich egal. Jedenfalls sah ich nicht allein ihre Hände, auch die Arme erschienen, die in der gleichen Farbe so kalt und abweisend strahlten wie die Hände.

Für mich sollte das Erscheinen der Blutgöttin zu einer Offenbarung des Schreckens werden.

Während ich so langsam wie möglich einen Fuß vor den anderen setzte, erschien ihr Gesicht.

Zum erstenmal sah ich es vor mir, denn sie schaute mich direkt an, und ich war von dieser unheimlich wirkenden Fratze negativ beeindruckt. Es ist schwer, ihr Aussehen zu erklären, denn sie wirkte wie eine Figur aus Stein, die trotzdem lebte, so daß mir die Oberfläche vorkam wie eine Haut, die blau angestrichen worden war.

Nicht nur das. Man konnte sie auch als leicht durchsichtig bezeichnen, denn unter dieser dünnen Oberschicht entdeckte ich ihren, ich möchte sagen, Lebensmotor!

Es waren Adern.

Sie durchzogen das Gesicht und die übrige Gestalt reliefartig, bildeten ein Netz. Meinem Blick blieb auch nicht die in ihnen zirkulierende Flüssigkeit verborgen.

Es war Blut! Menschenblut!

Das hatte sie den bedauernswerten Opfern genommen und so ihre eigene Existenz gesichert.

In ihrem Gesicht vereinigten sich menschliche und monströse Züge zu einem regelrechten Wirrwarr. Ich sah die Nase, die aufgeworfenen Lippen, das flache Kinn und die düster glänzenden Augen, die einen Schock-oder Hypnoblick abstrahlten.

Nur die Ohren fehlten. Aus diesem Grunde kam mir der

spiegelblanke Kopf so flach vor. Der gewaltige Leib zeigte buddhaähnliche Rundungen. War sie größer als ich? Höchstens um die Länge einer Hand. Direkt schaute sie mich an. Ich bekam ihre volle Kraft zu spüren und ging weiter. Dabei versuchte ich, meine Gedanken abzulenken, denn ich wußte, daß ich gar nicht mal so hilflos war, wie sie eigentlich dachte. Irgend etwas besaß ich noch, auf das ich zurückgreifen konnte, aber es fiel mir nicht ein, weil mich Eli mit ihrer verfluchten Magie regelrecht bedeckt hielt.

Sie tat meinem Gedächtnis regelrecht Gewalt an, und noch war ich nicht soweit, dieser Gefahr trotzen zu können.

Sie war scheußlich, daran gab es nichts zu rütteln. Besonders die mit Blut gefüllten Adern unter der dünnen Oberhaut sorgten für diesen Anblick. Was ich als schlimm empfand, konnte für ihre Diener genau das Gegenteil bedeuten. Diese fehlgeleiteten Menschen interessierte es nicht, wie eine Person aussah, der sie dienten, es kam bei ihnen darauf an, was sie ihnen gaben.

Ewiges Leben!

Ein absoluter Unsinn, eine Verrücktheit. Nie würde Eli es schaffen, dieses Versprechen einzulösen. Die Diener hatten ihr einen Teil des Blutes gegeben, dafür mußten sie auch büßen, denn das immerwährende Leben bekamen sie nicht. Wenn sie nicht mehr benötigt wurden, würde Eli sie ohne Erbarmen fallenlassen.

Sie war ein grausames Geschöpf, mit dem menschlichen Verstand nicht zu begreifen, wie so mancher Dämon, dessen Existenz man hinnehmen mußte, ohne bei einer Nachfrage konkrete Ergebnisse zu bekommen. Die Blutgöttin hatte sich zu ihrer gesamten Größe aufgerichtet und stand hocherhoben vor mir. Die dicken Arme hielt sie angewinkelt, die Hände wie ein Trichter geöffnet, und zwischen ihren Handflächen tanzten die Feuerzungen.

Sogar das Totenbuch lag aufgeschlagen in den Händen, seine Seiten waren mir zugekehrt, ich sah die blutigrote Schrift und dachte daran,

daß es von den Großen Alten verfaßt worden war. Sie waren von meinen Freunden und mir vernichtet worden. Es stellte sich die berechnete Frage, ob ich bei ihrem Erbe scheitern würde.

Wieso konnte ich daran denken? ich ging auch nicht mehr weiter. Irgend etwas stimmte hier nicht, da war was anders geworden. Besser!

Ich dachte, ich folgerte, und ich vernahm in meinem Kopf eine Stimme, die auf telepathischem Wege mit mir Verbindung aufgenommen hatte. Zuerst hielt ich es noch für eine Einbildung und auch für einen Wunschtraum, als ich den Klang hörte, der mir so bekannt vorkam. Es lag schon einige Zeit zurück, daß ich ausgerechnet mit dieser Person in Kontakt getreten war, aber ich konnte mich stets auf sie verlassen, denn sie gehörte zu meinen Freunden, obwohl sie schon älter als 10.000 Jahre war.

Ebenfalls gedanklich sprach ich seinen Namen aus.

»Myxin?«

Der kleine Magier gab mir keine Antwort. Wahrscheinlich hatte er, der sensitiv Begabte, mich nicht gehört, weil meine eigenen Kräfte nicht ausreichten, den Ring zu durchbrechen, aber ich war froh, daß ich ihn verstehen konnte.

Wir sind in der Nähe... am Kloster... gib nicht auf... kämpfe gegen sie an! Eli ist nicht allmächtig. Sie kann kein ewiges Leben geben... das kann sie nicht... versuch es... laß dich nicht beeindrucken... ihre magische Sphäre ist enorm stark... aber du bist es auch... kämpfe, John, kämpfe...!

Die Stimme verklang. Etwas anderes war dazwischengekommen. Es schob sich voran wie ein großer Schatten, der alles verdecken wollte und nur eine Lücke zu Eli freiließ.

Was hatte mir Myxin geraten?

Kämpfen sollte ich! Mit meinen Waffen, diesmal aber nicht mit dem Kreuz.

Die Blutgöttin mußte genau gemerkt haben, daß ich ihrer Kontrolle entwichen war. Jetzt versuchte sie mit aller Kraft, mich wieder in ihren Bann zu bekommen. Wenn ihr das gelang, war ich verloren. Deshalb handelte ich sofort, denn noch konnte ich meine eigenen Bewegungen lenken und steuern.

Die Beretta ließ ich stecken, als ich unter meine Jacke griff. Dafür holte ich etwas anderes hervor, das auch einer dämonischen Person wie der Blutgöttin in seiner Wirkung Angst einjagen konnte. Es war der Bumerang!

Ich fühlte mich besser, als er in meiner Rechten lag. Die Diener mit ihren gezückten Knochenmessern bewegten sich nicht, und ich merkte auch, wie die Schatten der Blutgöttin näher kamen und ihre Ausstrahlung mich erreichten.

Ich hob den Arm.

Im Gesicht der Blutgöttin zuckte es. Sie zog den Mund in die Breite, möglicherweise ahnte sie etwas. Zu einer Gegenreaktion oder einem Kommentar ließ ich sie nicht kommen, denn so rasch wie möglich schleuderte ich den magischen Bumerang...

Das Ziel war nicht zu verfehlen!

Eli stand einfach in ihrer gesamten Breite und Höhe zu nahe vor mir, so daß ich auch das eigentliche Ziel, ihren Hals, erwischen mußte. Der Bumerang befand sich auf dem Weg. Im Prinzip hatte ich, wenn ich ihn warf, noch nie gefehlt und so hoffte ich, auch diesmal nicht. Der Bumerang gewann weiter an Geschwindigkeit, er mußte durch das Feuer, erreichte es, meine Augen wurden groß, als ich sah, was sich ereignete.

Die Blutgöttin war doch stärker und raffinierter, als ich angenommen hatte.

Sie mußte die Gefahr geahnt haben, sonst hätte sie bestimmt nicht das Totenbuch Arkonadas vors Gesicht gehalten.

Die »Banane« jagte voll in das dunkle Totenbuch hinein. Es war ein Supertreffer.

Ein normales Buch hätte die Wucht des Aufpralls sicherlich geteilt, nicht bei Arkonadas Erbe, denn diese Schrift war magisch geladen. Wie auch die silberne Banane!

Beide Magien prallten aufeinander wie heiße und kalte Luft bei einem Gewitter, und wie auch in der Natur kam es in dieser unheimlichen Grotte zu einer Entladung.

Weiß gegen Schwarze Magie!

Die weiße gewann.

Auf einmal drehte sich der Bumerang so schnell um die eigene Achse, daß er wie ein Schnitzelwerk mit zahlreichen Messern wirkte. Er zerfetzte das Totenbuch in Sekundenschnelle, als hätte es jemand in einen Reißwolf geworfen. Ich war fasziniert.

Aus dem Feuer wurde es gerissen. Brennend schleuderte der wirbelnde Bumerang die einzelnen Teile hervor, so daß sie als kleine »Papierflämmchen« durch die unterirdische Halle flogen und erst verloschen, als sie zu Boden fielen.

Es war das Ereignis!

Kein Totenbuch mehr! Das Aus für die Magie der Großen Alten, die einer Blutgöttin die entsprechenden Voraussetzungen mitgab, um Menschen in ihre Fänge zu locken.

Es war zerstört, verbrannt wie altes Papier, wo es doch den magischen Flammen widerstanden hatte. Aber Eli existierte noch. Sie war zurückgewichen, das Feuer noch immer auf ihren Handflächen haltend, während der Bumerang zu Boden geklirrt war. Die Blutgöttin tobte vor Haß!

Ihre röhrende Schreie hallten durch die Unterwelt. Aus dem jetzt weit geöffneten Maul drang pechschwarzer Brodem, der sich innerhalb der Flammen verteilte, und ein ähnlicher Schrei, wie ihn die Blutgöttin ausgestoßen hatte, drang plötzlich aus den Kehlen ihrer

zahlreichen Diener, die mich umstanden.

Noch gehorchten und gehörten sie ihr, und sie wollten finstere Rache. Die Worte der Blutgöttin peitschten sie voran. Obwohl ich sie nicht verstand, gab es für mich nur eine Bedeutung. Mit diesen Befehlen konnte sie nur mich gemeint haben.

Dem war auch so.

Aber ich reagierte schneller. Schon nach den ersten kehligen Lauten war ich vorgestürmt, so daß die Kuttenträger erst reagierten, als ich die Reihe fast durchlaufen hatte.

Da stießen die ersten Messer vor.

Ich spürte am Rücken einen brennenden Schmerz, der zweite Stich erwischte mich nicht mehr, ich gelangte vorher in die unmittelbare Nähe meines Bumerangs, nahm mir noch die Zeit, ihn aufzuheben und herumzukreiseln, um mich mit einem tigerhaften Satz aus der Reichweite der Kuttenträger zu bringen, die sich natürlich an meine Verfolgung machten.

Die Höhle war nicht unbegrenzt. Sie würden mich hetzen wie einen Hasen, sie würden mich jagen und irgendwann einmal in eine Enge treiben, aus der es kein Entrinnen gab.

Bis es soweit war, würde ich mich zu wehren wissen, das hatte ich mir vorgenommen.

Mit langen Sätzen rannte ich in die Richtung, aus der ich gekommen war. Wie ein Schatten tauchte ich in das Dunkel, hörte die Rufe der Blutgöttin und auch die trampelnden Schritte meiner Verfolger. Noch deckte mich die Dunkelheit, denn das in den Händen brennende Feuer reichte mit seinem Schein nicht bis in meine Nähe. Um mich nicht durch Geräusche zu verraten, ging ich langsamer und dämpfte auch meine Schritte. Auf Zehenspitzen schlich ich weiter, brachte sogar meinen heftigen Atem unter Kontrolle und wartete darauf, was sich Eli einfallen lassen würde.

Ich hatte sie gereizt, sogar bis auf ihr geraubtes Blut. Das konnte sie

einfach nicht hinnehmen. Sie mußte etwas tun. Zudem stand sie nicht allein, zahlreiche Diener begleiteten sie und hörten auf jeden ihrer ausgesprochenen Befehle.

Der Erfolgszwang mußte ihr wie eine Peitsche im Nacken sitzen, sonst verlor sie noch das Ansehen bei ihren Dienern.

Ich konnte sie gut sehen, da zwischen ihren Händen das magische Feuer brannte. Es mußte so etwas wie ein Zeichen für sie sein, vielleicht schöpfte sie daraus auch ihre Kraft. Genauer wußte ich natürlich nicht. Die Flammen brannten, tupften gegen ihr Gesicht, ohne allerdings die wie aus Stein gemeißelt wirkenden und dennoch lebenden Züge zerstören oder auch nur ansengen zu können.

Für Eli war das Feuer Lebenselixier!

Und für ihre Diener der Antriebs, es mit ihren Gegnern, zu denen ich ebenfalls zählte, abzurechnen.

Und sie half ihnen.

Plötzlich gerieten die Flammen zwischen ihren Handflächen in Bewegung, sie teilten sich sogar auf.

Dabei bewegte sie beide Arme und überraschte mich abermals mit ihrer Taktik.

Die Blutgöttin schleuderte Feuer!

Ja, sie manipulierte die Flammen, sie ging mit ihnen um, wie sie es wollte, und sie warf die Bälle dorthin und so verteilt, daß sie überall in der gewaltigen Grotte in der Luft stehenblieben und kleine, helle Inseln bildeten. Zwar wurden viele Stellen nicht getroffen, aber der Lichtkreis der Flammen schaffte gute Sichtverhältnisse. Es wurde für mich gefährlich. Ich hielt mich an den beiden leeren Särgen auf. Dabei hatte ich zugesehen, zwischen zwei Flammeninseln zu gelangen, und zwar so, daß ich von beiden nicht erreicht wurde.

Die Kuttenträger aber sah ich.

In dem Wechselspiel aus Licht, Flackern, rötlicher Helligkeit und Finsternis wirkten die Gestalten in den langen Gewändern noch

schlimmer und schauriger, als sie es ohnehin schon waren. Die kamen mir vor wie zum Leben erwachte Puppen mit ihren starren, grausamen Gesichtern, in deren Augen sich so etwas spiegelte wie ein ungemein starker Wille zur Vernichtung.

Und sie hielten ihre hellen Knochenmesser stoßbereit. An die Göttin kam ich nicht heran!

Zwei Dinge standen dagegen. Der direkte Weg wurde mir durch die Kuttenträger versperrt, und zum zweiten hätte ich zu viele Lichtinseln durchqueren müssen und wäre so gesehen worden.

Also mußte ich sie kommen lassen.

Und sie kamen.

Die Kuttenträger stellten es raffiniert an. Sie teilten sich auf, damit sie einen großen Teil der unterirdischen Halle auf einmal absuchen konnten. In Zweier- und Dreiergruppen schlichen sie unter den Feuerinseln hinweg, während die Göttin ihre Taten stumm beobachtete. Auch in meine Nähe gerieten sie.

Das Magazin der Beretta war voll. Ich hätte die Waffe ziehen und zwischen die Gestalten halten können.

Das brachte ich einfach nicht fertig.

Oftmals wurde mir diese Eigenschaft als Schwäche ausgelegt. Mag sein, es kam immer auf die Betrachtungsweise an. Ich empfand es nicht als eine Schwäche.

So suchte ich nach anderen Methoden.

Wieder fiel mir ein, daß ich die Stimme meines Freundes Myxin vernommen hatte. Vielleicht war er auch mit Suko zusammengetroffen, so daß sich die beiden im Kloster befanden und nur nach dem Weg in die Unterwelt zu suchen brauchten.

Allerdings konnte ich nicht darauf warten, daß sich meine Hoffnung erfüllte. Ich mußte das Schicksal schon in die eigenen Hände nehmen, wenn ich etwas erreichen wollte. Und das war der Sarg. Ihn als Schicksal zu bezeichnen, paßte zwar nicht ganz, aber er konnte

mir als Schlagwaffe wertvolle Dienste leisten.

Um ihn hochzuhieven, mußte ich mich bücken.

Das wurde gesehen. Vielleicht war die Bewegung zu heftig gewesen. Sie reagierten mit einem Schrei.

Es war eine Gruppe von drei Kuttenträgern, die stehengeblieben waren und ihre Arme in meine Richtung streckten. Für den Moment kamen sie mir wie erstarrte Steinfiguren vor, ehe sie sich in Bewegung setzten und auch die anderen mit sich zogen, die aber später vor mir erscheinen würden. Den Sarg hatte ich inzwischen aufgenommen. Man sollte nicht meinen, wie schwer diese Totenkisten waren, jedenfalls hatte ich Mühe, ihn anzuheben und als Schlagwaffe zu benutzen.

Dabei wollte ich nicht darauf warten, daß mich die anderen angriffen, nein, ich ging ihnen entgegen.

Damit rechneten sie nicht. Erst als ich die schwere Totenkiste auf sie zuschleuderte, reagierten sie, und es war zu spät, denn alle drei wurden sie getroffen und zu Boden geschleudert, wo sie sich noch nicht sofort erhoben, denn weitere vier Gegner kamen herbei.

Sie liefen sehr schnell, kamen von rechts, ich mußte zurück und sah die anderen von links auf mich zurennen.

Es wurde knapp.

Noch stand mir ein zweiter Sarg zur Verfügung. Ich riß ihn hoch, schleuderte ihn wieder so hart wie möglich zurück, damit er wuchtig auf den Boden schlug und wenigstens teilweise zerbrach. Das klappte auch.

Plötzlich sah ich mehrere lange, lattenartige Stücke vor mir. Sie hingen zwar noch am oberen oder unteren Teil des Sargs fest, aber den rechten Fuß als Hebel einsetzend und eine Latte daran abstützend, gelang es mir, sie zu einer handlichen Größe zu verarbeiten. Zwei nahm ich mit.

Und mit beiden drosch ich zu.

Bevor sie sich nach vorn warfen und mir die Dolche in den Leib stießen, hatte ich sie schon erwischt. Es waren klatschende, harte und wuchtige Treffer, die sie von den Beinen rissen und ihnen die Kapuzen von den Köpfen schleuderten.

Schmerzlaute erfüllten meine unmittelbare Umgebung, in der ich wütete, denn immer mehr Götzendiener kamen, durch scharfe Befehle der Blutgöttin angetrieben, in meine Nähe.

Auch sie erwischte ich.

Aber leider nicht voll.

Sie standen immer wieder auf, und den ersten gelang es, unter meinen Schlägen hinwegzutauchen. Dicht erschienen sie vor mir, nahmen mir auch die Sicht auf die Göttin, so daß mir nichts weiteres übrigblieb, als zurückzuweichen. Die Kuttenträger folgten mir, auch die verdammten Knochenmesser. Sehr gefährlich sahen sie aus und kamen oft aus dem Dunkeln, wenn der Schein der in der Luft stehenden Feuerinseln nicht gerade auf sie fiel.

Ich trat jetzt zu.

Meine Beinarbeit war gut. Suko trainierte mich hin und wieder, so daß ich Karatetritte einsetzen konnte, um mir Luft zu verschaffen. Trotzdem blieb der große Erfolg aus, weil die Übermacht zu groß war. Sie trieben mich weiter.

Und ich kam plötzlich nicht mehr weiter, weil ich eine der Höhlenwände im Rücken spürte.

In meiner unmittelbaren Nähe brannte kein Licht mehr. Die Dunkelheit hatte sich über uns gestülpt, und sie verdeckte leider auch die Kapuzenmänner, so daß ich sie immer erst sah, wenn sie mich fast erreicht hatten.

Bisher hatte das Sargholz gehalten. Ich drosch aber weiter zu. Es war abzusehen, wann meine Kräfte erlahmten und Sie über mich herfielen wie eine Horde ausgehungerten Wölfe.

Ihre Attacken begleiteten sie mit heiseren Schreien. Zwei sprangen

mich an, die Arme mit den Knochenmessern voraus. Sie konnte ich durch wuchtige Schläge abwehren, aber den dritten sah ich nicht. Er war auf Hände und Füße niedergegangen und umklammerte blitzschnell mein Bein...

In der Luft brannten die kleinen Feuer!

Das war der erste Eindruck, den die vier Freunde bekamen, als sie in die Tiefe glitten. Suko auf dem Rücken des Eisernen, Kara und Myxin auf telepathischem Weg.

Das andere sahen sie zur gleichen Zeit. Die Bewegung der Kapuzenmänner, die im Hintergrund lauende Göttin und den blonden Mann, der verzweifelt um sein Leben kämpfte.

»Ich muß hin!« rief Suko.

Rasch landete der Eiserne, der den Chinesen durchaus begreifen konnte. Bevor Suko weglief, wurden die Richtlinien für einen Kampf ausgegeben.

Sie einigten sich innerhalb einer Sekunde.

Kara, Myxin und Suko sollten sich um John kümmern. Der Eiserne Engel wollte sich die Göttin vornehmen.

Und er schwebte heran. Ob sie ihn hatte kommen sehen oder nicht, war dem Engel egal. Jedenfalls hob sie ihren widerlichen Schädel, als sie die große Gestalt mit schlagbereiten Schwert vor sich erscheinen sah.

»Der Eiserne Engel!«

Es klang wie ein Hilferuf, als sie den Namen dieser mystischen Gestalt aussprach. In den Augen loderte plötzlich ein wildes Feuer, aus dem Maul quoll der schwarze Brodem, und der Eiserne kannte kein Pardon. Er schlug sofort zu.

Die mächtige Klinge des Schwerts hieb in den lebenden Körper aus blauem Stein. Von der linken Schulter schräg nach innen führte der Schnitt, er riß eine gewaltige Wunde, aus der das schwarze Blut des

Götzen, vermischt mit dem roten Lebenssaft der Menschen, herausströmte, an der Gestalt entlangrann, sich vor den Füßen ausbreitete und auf dem Boden eine Lache bildete.

Die Blutgöttin wankte!

»Atlantis war dein Platz!« schrie der Eiserne Engel. »Hier in dieser Welt hast du nichts mehr zu suchen, du Verfluchte!«

Bei diesen Worten schlug er wieder zu.

Diesmal hatte er die andere Seite aufs Korn genommen. Trotz der Abwehrbewegung traf der Eiserne genau und teilte sogar noch einen Arm der furchtbaren Blutgöttin.

Die brüllte.

Donnernd hallten ihre Todesschreie durch die unterirdische Grotte. Aber der Engel hatte noch nicht genug. Er mußte dieses furchtbare Wesen endgültig vernichten, holte abermals aus und ließ sein Schwert diesmal in einer geraden Linie auf die unbeweglich erscheinende Götzenfigur herabsausen.

»Stirb, Verdammte!«

Sein Ruf übertönte den dumpfen Aufschlag, als die breite Klinge genau den Schädel traf.

Ein mörderische Hieb, der letzte, der Todesstoß.

In der Mitte geteilt, schoß das schwarze Dämonenblut hervor. Die beiden Hälften kippten in verschiedenen Richtungen weg, prallten zu Boden und wurden von der Wucht regelrecht zerrissen. In zahlreiche Teile zerplatzten sie, es waren bläuliche Brocken, die umherkollerten, und der Eiserne Engel stand vor ihnen, wobei er einen gewaltigen Siegeschrei ausstieß und sein Schwert in die Luft reckte.

Wieder einmal war es ihm gelungen, ein unheiliges Erbe des versunkenen Kontinents Atlantis zu vernichten...

Ich aber war noch kein Sieger. Der Griff um mein Bein wollte

einfach nicht weichen. So hart es ging, stemmte ich den Fuß auf den Boden, hörte zwar was aus dem Hintergrund, achtete aber nicht darauf, weil mein Gegner an meinem Bein zerrte. Noch stand ich. Verzweifelt wehrte ich mich dabei, sah die Messer kommen, wich einem aus, einem zweiten Stich nicht mehr, der meine rechte Wange aufschlitzte und sogar noch das Ohrläppchen traf.

Ich sah die reflexhafte Bewegung, als die Klinge zurückgezogen wurde, damit sie erneut vorgestoßen werden konnte.

Dazu kam es nicht mehr.

Plötzlich war jemand da. Ich vernahm einen erstickten Schrei, eine Gestalt tauchte auf, ein Gesicht, das ich gut kannte. Meinem Freund Suko gehörte es.

Der Verband um seinen Arm leuchtete, aber auch mit zwei Beinen und einer Hand fuhr er zwischen die Kapuzenmänner, unterstützt von Kara und Myxin.

Ich schaute nur noch zu, spürte das Blut an meiner Wange herabrinnen und war trotzdem verdammt glücklich...

Es war schon dunkel, als wir einen Ausgang fanden und die Diener der Blutgöttin aus dieser düsteren Unterwelt des Klosters ins Freie schafften. Zu reden brauchten wir nicht viel. Es war eigentlich alles gesagt worden, und die Männer waren von einem schrecklichen Bann befreit worden. Trotzdem mußten wir sie in ein Krankenhaus schaffen lassen. Erst jetzt machte sich die durch die Blutknappheit geborene Schwäche bemerkbar. Die meisten konnten sich kaum auf den Beinen halten. Ich trug die junge Griechin auf meinen Armen. Eine tote Frau, deren Namen ich nicht einmal kannte.

So hatte die Blutgöttin dennoch ein Opfer bekommen. Von Myxin und Kara erfuhr ich die Zusammenhänge. Suko und der Engel waren unterwegs. In dieser kargen, zivilisationslosen Berglandschaft eignete sich der Eiserne tatsächlich als exzellentes

»Transportmittel«. Suko wollte sich mit den zuständigen Stellen in Verbindung setzen, damit die Diener der Blutgöttin von einem Hubschrauber abgeholt und in ein Krankenhaus gebracht werden konnten.

Wir aber hatten wieder mal einen großen Sieg errungen und zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen.

Nicht allein die Blutgöttin war vernichtet worden, auch das Erbe Arkonadas.

Und diese Tatsachen gaben mir ein verdammt gutes Gefühl, auch wenn nicht ich allein diesen Doppelsieg errungen hatte. Doch wozu hat man Freunde?

ENDE